Der Patriot

Ausgabe B

Fernruf 276 / Bankkonten: Kreissparkasse Büren Konto-Nr. 52 Spar- u. Darlehnskasse Büren / Geschäftsstelle Büren, Adolf-Hitler-Straße 13

Der Sintfeldbote

Bürener Zeitung

Heimatzeitung für den Kreis Büren

Erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. Bezugspreis: Monatlich 2,01 RM. einschließlich 54 Pfg. Postgebühr. Botenbezugspreis 1,80 RM. (einschließlich Botengeld). Einzelnummer 10 Pfg. Im Falle höherer Gewalt, Betriebsstörung usw. besteht kein Anspruch auf Lieferung und Rückzahlung des Bezugspreises. Anzeigenpreis: 1 mm hoch 46 mm breit 5 Pfg., kleine Anzeigen nicht geschäftlicher Art bis 25 mm Höhe 4 Pfg., Textspalte 1 mm hoch und 68 mm breit 15 Pfg. Bei Konkurs und Zwangsvergleich erlischt jeder Anspruch auf Nachlaß. Gerichtsstand für beide Teile Amtsgericht Büren. Verlagsort Lippstadt.

Kostenl. Beilagen: u. a. Der illustr. Sonntag – Am häusl. Herde

Nr. 166 (1. Blatt) | Büren, Freitag, 18. Juli 1941 | 46. Jahrgang

Staat der Knute

Rr. Deutschlands Kampf für Recht und Freiheit richtet sich im Osten gegen die Inkarnation von Unfreiheit und Unrecht. Unsern siegreich vorwärtsstürmenden Soldaten als unbestechlichen Augenzeugen des namenlosen Elends in der Sowjetunion enthüllt sich ein grauenvolles Spiegelbild der bolschewistischen Herrschaft, die Ströme von Blut der unmenschlich tyrannisierten Völker vergossen hat. Verarmung, Versklavung, Rechtlosigkeit, Qual und Tod ist das Los der Menschen unter der Fahne mit Hammer und Sichel. Es ist das krasseste Gegenteil dessen, was die Sowjetpropaganda der Welt vorzuschwindeln versucht. Die immer wiederkehrende Agitationsphrase von der sogen. Stalin-Konstitution als der „Verfassung der freiesten Demokratie der Welt" ist eine ungeheure bewußte Lüge.

Den wirklichen Charakter des Sowjetstaates als Diktatur der rohesten Gewalt hat nicht nur der Nationalsozialismus von Anfang an mit überzeugender Beweiskraft festgestellt. Auch die Welt- und Demokratenpresse bezeichnete Jahrzehnte hindurch das „Arbeiterparadies" als eine Arbeiterhölle und war sich in der Verurteilung der bolschewistischen Diktatur einig, wenngleich sich jetzt Churchill und Roosevelt als „Brüderchen" von „Väterchen Stalin" ausgeben, um mit seiner Hilfe Deutschland und ganz Europa niederzuringen.

Entgegen den ausdrücklichen Bestimmungen der neuen „Stalin-Konstitution" vom 5. Februar 1936 haben die Sowjetvölker keineswegs das Recht freier Willensbildung. Ausschließlich gilt der Wille des Kreml-Diktats. Sämtliche Paragraphen des Rechtes einer allgemeinen, geheimen und direkten „Wahl" stehen nur auf dem Papier und werden schon durch die einzige Feststellung hinfällig, daß das Vorschlagsrecht für Wahlkandidaten nur der kommunistischen Organisation vorbehalten bleibt. Die Mitgliederzahl der Kommunistischen Partei beträgt aber nach parteiamtlichen Angaben nur 1,6 Millionen, sie bedeutet also nur eine verschwindend geringe Minderheit innerhalb der Bevölkerung des sowjetrussischen Riesenreiches. Selbst die von dieser kleinen Minderheit „gewählten" Körperschaften sind nur Fassade und Demonstrationsorgane. Außerdem wird die Bestimmung der „Gleichheit des Wahlrechts" durch die Anordnung durchkreuzt, daß eine Arbeiterstimme fünf Bauernstimmen entspricht.

Die in der Sowjetagitation so oft behauptete „Religions- und Gedanken-Freiheit" ist auch nur eine abscheuliche Farce, hinter der sich die grimmigste Knebelung verbirgt. § 13 des kommunistischen Parteiprogramms bestimmt ausdrücklich die antireligiöse Einstellung und Betätigung. Ungewöhnlich groß sind die Geldbeträge, die als staatliche Unterstützung der Ausrottungsbestrebungen des Bundes der Gottlosen aufgewandt worden sind. Die martervolle „Liquidierung" der Geistlichkeit und bekannter Mitglieder religiöser Gemeinschaften zeigt mit entsetzlicher Deutlichkeit, wie die angebliche „Religions- und Gedankenfreiheit" der Sowjets in Wirklichkeit aussieht.

In der Stalin-Verfassung ist die Diktatur des Proletariats, die klassenlose Gesellschaft und die Aufhebung des Privateigentums festgelegt. Damit ist das Recht aller Nichtproletarier und der Vermögenserwerb Einzelner grundsätzlich ausgeschlossen. Wie verhält sich's mit der klassenlosen Gesellschaft? Dieser Begriff wird doch schon durch die verfassungsmäßige Unterscheidung zwischen Arbeitern und Bauern als unterschiedliche „Klassen" ad absurdum geführt. Die Widersinnigkeit zwischen Behauptung und Wirklichkeit liegt offen klar. Die diktatorischen Befugnisse der Kommunistischen Partei werden in Artikel 126 zwar nur ganz beiläufig erwähnt, sind aber im öffentlichen und staatsrechtlichen Leben der Sowjetunion völlig entscheidend. Wie steht es mit dem „Recht auf Arbeit" und mit der „Redefreiheit"? Es wird durch die klare Bestimmung widerrufen, daß „Volksschädlinge" weder arbeiten, noch essen oder reden dürfen. „Volksschädlinge" aber sind nach Auffassung des Kreml-Diktats alle, die sich nicht zu dem bolschewistischen Blutregime bekennen. Das ist die überaus große Mehrheit der Sowjetvölker.

Sie wurden von der Tscheka fürchterlich drangsaliert und sind nun der GPU. schutzlos ausgeliefert (soweit noch nicht das deutsche Schwert die Blutherrschaft der Henker beendet hat). Die GPU. (Abkürzung der russischen Bezeichnung für die „Staatliche und politische Verwaltung") wurde durch Dekret vom 6. Februar 1922 aus der damaligen Tscheka (Abkürzung für die russische Bezeichnung „Außerordentliche Kommission" zur Bekämpfung der Gegenrevolution) gebildet. Wie die Tscheka ihre Aufgabe in einem furchtbaren Blutterror sah, so ist auch die GPU. ein schreckensvolles Instrument viehischer Abschlachtungen von Gegnern des Bolschewismus oder persönlich unliebsam aufgefallenen Menschen. Die Chefs der Tscheka bzw. der GPU. wateten im Blut der „Liquidierten", aber die meisten Henker wurden selbst durch ihr

(Schluß nächste Seite.)

„Große Erfolge bahnen sich an"

Im Osten rund 9 Millionen Soldaten in gewaltigem Ringen um die Entscheidung

Kischinew erobert

Flugplätze in den Midlands und der Hafen von Suez bombardiert

Aus dem Führerhauptquartier, 17. Juli. Das Oberkommando der Wehrmacht gibt bekannt:

Durch Einsatz ihrer letzten Reserven versucht die Sowjetführung, dem Ansturm der deutschen Wehrmacht und ihrer Verbündeten Halt zu bieten. Auf der gesamten Ostfront ist ein gewaltiges Ringen um die Entscheidung im Gange. Rund neun Millionen Soldaten stehen sich hier in einem Kampfe gegenüber, dessen Ausmaß alle geschichtlichen Vorstellungen übertrifft. Große Erfolge bahnen sich an.

Auf dem Südflügel eroberten deutsche und rumänische Truppen Kischinew, die Hauptstadt Bessarabiens.

Im Seegebiet um England vernichteten Kampfflugzeuge einen Frachter von 3000 BRT. und beschädigten ein großes Handelsschiff schwer.

In der letzten Nacht wurden Flugplätze in den Midlands bombardiert, in Hallen und Unterkünften entstanden heftige Brände und Explosionen. Andere Kampfflugzeuge belegten militärische Anlagen im Hafen von Great Yarmouth mit Bomben.

In der Nacht zum 16. Juli griff ein Verband deutscher Kampfflugzeuge den Hafen Suez an und warf Oellager am Südausgang des Kanals in Brand.

Bei dem Versuch britischer Flugzeuge, am gestrigen Tage die holländische Küste anzugreifen, schossen Vorpostenboote sechs, Flakartillerie drei feindliche Kampfflugzeuge ab.

Britische Kampfflugzeuge warfen in der letzten Nacht an wenigen Orten in Nordwestdeutschland eine geringe Zahl von Spreng- und Brandbomben. Es entstanden nur unerhebliche Schäden. Nachtjäger und Flakartillerie schossen drei der angreifenden britischen Flugzeuge ab.



(Weltbild-M.)

Oberstleutnant Mölders errang in diesem Kriege seinen 101. Luftsieg

Der Luftheld hat damit einschließlich seiner 14 Abschüsse im Spanienfeldzug insgesamt 115 Luftsiege errungen. Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht hat diesem heldenhaften Vorbild der Luftwaffe und erfolgreichsten Jagdflieger der Welt als erstem Offizier der deutschen Wehrmacht die höchste deutsche Tapferkeitsauszeichnung, das Eichenlaub mit Schwertern und Brillanten zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes verliehen.

*

Oberstleutnant Werner Mölders, der kurz nach Ausbruch des Feldzuges gegen Frankreich, noch im Mai 1940, das Ritterkreuz zum Eisernen Kreuz erhielt, stand schon im Oktober des gleichen Jahres mit über fünfzig Gesamtabschüssen an der Spitze der deutschen Jagdflieger. Als zweiter Offizier der deutschen Wehrmacht erhielt er (nach General Dietl) aus Anlaß seines vierzigsten Luftsieges am 22. September 1940 das Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes. Auch im weiteren Verlauf dieses Krieges ist dieser hervorragende Offizier wegen seiner besonderen Tapferkeit und seiner großen Verdienste um die Schlagkraft der deutschen Jagdfliegerei wiederholt durch den Führer und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht ausgezeichnet worden. Er wurde im Oktober 1940, nach seinem 52. und 53. Luftsieg, bevorzugt zum Oberstleutnant befördert, am 22. Juni dieses Jahres wurde ihm das Eichenlaub mit Schwertern zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes durch den Führer persönlich überreicht. Oberstleutnant Werner Mölders, der mit seinen fliegerischen Erfolgen nicht nur an der Spitze der deutschen Jagdflieger steht, sondern der erfolgreichste Jagdflieger der Welt ist, hat den Ruhm der deutschen Luftwaffe in höchstem Maße gemehrt, er hat vor allem auch der deutschen Jugend, die zu gleichen fliegerischen Erfolgen strebt, ein Beispiel gegeben.

Oberstleutnant Werner Mölders wurde am 18. März 1913 zu Gelsenkirchen als Sohn eines Studienrates, der als Reserveoffizier im Weltkrieg gefallen ist, geboren. Er trat nach dem Besuch des Realgymnasiums in Brandenburg im Jahre 1931 in das Infanterie-Regiment 2 ein und wurde 1934 zum Leutnant befördert. Seit dem Jahre 1935 gehört er der Luftwaffe an. Als Angehöriger der Legion Condor in Spanien erzielte er in kurzer Zeit vierzehn bestätigte Abschüsse. Er kehrte als der erfolgreichste Jagdflieger der Legion Condor zurück, ausgezeichnet mit dem Spanienkreuz in Gold mit Brillanten und anderen Orden. Im Jahre 1939 wurde er, nachdem er vorübergehend zum Reichsluftfahrtministerium kommandiert war, zum Kommandeur einer Jagdgruppe ernannt.

Ein Blut-Erlaß Stalins

Mit der Pistole im Genick gegen den deutschen Vormarsch

Wankende Moral

Berlin, 17. Juli. Der Zusammenbruch der sowjetischen Angriffspläne zwingt Stalin zu einer Verzweiflungsmaßnahme. Durch ein vom Obersten Rat der Sowjetunion beschlossenes Dekret wird die Institution der Kriegskommissare wieder eingeführt und die gesamte Wehrmacht damit dem Terrorregiment der GPU ausgeliefert.

Stalin versucht durch diese Einrichtung alle Verantwortung für die Niederlagen der bolschewistischen Heereshaufen auf die Truppenführung abzuwälzen. Er stellt die Sachlage so hin, als sei es den Offizieren nicht gelungen, Disziplin und Einsatzfreudigkeit aufrechtzuerhalten. Mit unverhüllter Morddrohung zwingt er die Truppe zu weiterem Widerstand gegen den deutschen Ansturm — ein Verfahren, das bezeichnende Schlüsse zuläßt auf die Moral der Sowjetarmee.

Die Kriegskommissare werden in allen Regimentern und Divisionen, Stäben, Militärschulen und den Verwaltungsstellen der Sowjetarmee eingesetzt, in den Kompanien, Batterien und Eskadronen jedoch sogenannte „politische Arbeiter". Der Kriegskommissar soll neben dem Kommandeur die volle Verantwortung für die Erfüllung der Kriegsaufgaben der Truppe und ihre Haltung im Kampf übernehmen. Er ist verpflichtet, streng die Durchführung aller Befehle der obersten Kommandostellen zu kontrollieren. Weiter hat er den obersten Kommandostellen und der Sowjetregierung über die Kommandeure und politischen Arbeiter zu berichten. Er soll die widerspruchslose Durchführung der Kampfbefehle durchsetzen und ist verpflichtet „erbarmungslosen Kampf gegen Feiglinge, Panikmacher und Deserteure zu führen, mit harten Händen die revolutionäre Ordnung und die Kriegsdisziplin zu schaffen". Jeden Verrat soll er an der Wurzel vernichten. Zum Schluß wird bestimmt, daß alle Regiments-, Divisions-, Verwaltungs- und Behördenbefehle von dem Kommandeur und dem Kriegskommissar gemeinsam zu unterzeichnen sind.

*

Aehnlich wie man in England nach jedem siegreichen Rückzug die verantwortlichen Generale in die Wüste schickte, so vollzieht Stalin jetzt mitten im Toben der Schlacht, die ihn nötigt, seine letzten Reserven einzusetzen, ein Strafgericht am Offizierkorps der Sowjetarmee. Ihm bürdet er die Schuld an den Fehlschlägen und Mißerfolgen auf. Blutiger Terror, Bespitzelung und Bedrohung soll helfen, das wankende Gefüge des Bolschewistenheeres zu stützen, — eine Rückkehr zu den alten unmenschlichen Mitteln, die den Weg der Moskauer Verbrecherbande von Anbeginn kennzeichneten.

USA-Spionage in Südamerika

Der Rockefeller-Plan „zur Förderung der interamerikanischen Beziehungen"

Buenos-Aires, 16. Juli. Das „Argentinische Tageblatt" bringt in Großaufmachung einen Bericht der USA.-Agentur Associated Preß aus Washington, der Einzelheiten des Rockefeller-Planes „zur Förderung der interamerikanischen Beziehungen" enthält. Danach umfaßt das Projekt nachstehende Punkte: 1. Investierung von 450 000 Dollar zur Untersuchung der Achsenpropaganda in Ibero-Amerika; 2. die Verwendung von 900 000 Dollar zur „Subventionierung der Filmindustrie", wodurch die gegenseitige Kenntnis aller amerikanischen Länder gefördert werden soll; 3. über eine Million Dollar für „Nachforschungen" (lies: Spionage) über „alles, was in den verschiedensten Gegenden Amerikas vor sich gehe"; 4. eineinhalb Millionen Dollar für Presseveröffentlichungen, Propagandabroschüren und Kinowochenschauen.

Ferner seien in dem gleichen Plan 175 000 Dollar für die Schaffung einer besonderen Informationsabteilung vorgesehen, die Hand in Hand mit dem Ausfuhramt arbeiten soll, das in den wichtigsten süd- und mittelamerikanischen Staaten vertreten sei. Weiter seien 125 000 Dollar für die Durchführung öffentlicher Umfragen in verschiedenen Ländern des Kontinents bestimmt.

Besonders umfassend sei der Rockefeller-Plan bezüglich des Ausbaues der Presse und der Rundfunkpropaganda. In den Haushaltsjahren 1941 und 1942 sollen über eine Million Dollar für technische Verbesserungen des Rundfunks sowie für den Programmausbau des Rundfunks für Kurz- und Langwellen zur Verfügung gestellt werden. Innerhalb der 1,5 Millionen Dollar für Presse und Film sollen 250 000 Dollar auf die Schaffung einer illustrierten Monatszeitschrift fallen, die sich besonders mit den Bemühungen der Durchführung des Verteidigungsplanes der Westhemisphäre befassen wird. Das gleiche Thema soll in Propagandabroschüren behandelt werden, die in Südamerika verteilt werden sollen, wofür ein Betrag von 150 000 Dollar ausgeworfen wird. Schließlich seien noch 125 000 Dollar für die Abfassung von Artikeln über Nordamerika und 175 000 Dollar für Informationen aus Ibero-Amerika bestimmt.

Roosevelts Provokationspolitik

Rom, 17. Juli. In Fortsetzung seiner Betrachtungen zur amerikanischen Provokationspolitik schreibt „Giornale d'Italia", die Entsendung von USA.-Truppen nach Gegenden außerhalb der westlichen Hemisphäre erfolge in vollem Umfange. Nach der Besetzung Islands, die die amerikanischen Soldaten den gleichen Gefahren aussetze wie die englischen Soldaten, komme nun die militärische Besetzung Nordirlands an die Reihe. USA.-Techniker befänden sich bereits in Londonderry. Auch die Besetzung der Azoren sei in Vorbereitung, und es dürfte in dieser Beziehung von Interesse sein, wie sich die Politik Portugals dazu stelle. Diese habe wiederholt offiziell erklärt, dem europäischen Konflikt fernbleiben zu wollen und bereit zu sein, seine Neutralität und die Unabhängigkeit aller seiner Besitzungen zu verteidigen.

Berlin. Der Führer hat dem spanischen Nationalchef General Franco zum spanischen Nationaltag drahtlich seine Glückwünsche übermittelt.

Die Westfront Europas

Europa ist unter der Bedrohung durch Hammer und Sichel zu einer einheitlichen geistigen Front — zum ersten Mal in den Jahrhunderten seiner neueren Geschichte — zusammengewachsen. Diese Front Europas gegen den Osten hat ihre Gegenstellung, wenn auch in verschiedenen Entwicklungsstufen und -graden, gegen den Westen, gegen Großbritannien und gegen den Imperialismus eines Roosevelt, der über den Atlantik auf den Besitz europäischer Nationen hinüberzugreifen sucht.

Wenn wir diese Front europäischer Nationen gegen Roosevelt und Churchill vom Geographisch-Politischen her betrachten, so reicht sie von Narvik bis Dakar in Westafrika, dessen Raum wir hier als Europa zugehörig betrachten müssen. Das Gewicht dieser über viele tausend Kilometer sich erstreckenden Front ruht in der Stärke der deutschen Waffen, die an ihren Küsten bis hinunter zu den Pyrenäen Stellung bezogen hat und deren Wirksamkeit bis weit in den atlantischen Raum gültig ist. Hinter dieser Frontlinie in den atlantischen Randländern hat sich in stetem Maße auch eine geistige Front gegen den britisch-nordamerikanischen Imperialismus und seine Methdoen zu entwickeln begonnen, die aus Freundschaft zur britischen Sache Abwehr und Feindschaft geworden ist.

Diese Entwicklung ist noch nicht abgeschlossen, hat jedoch schon feste Formen der Gegenwehr gefunden und ihre strategische Stellung bezogen: Diese bedarf keiner Erörterung, da, wo die deutsche Wehrmacht steht. Gegen sie sucht sich England vermöge seiner geographischen Lage, so lange es geht, zu behaupten, und zwar besonders unter dem Versuch der Aufrechterhaltung einer von den USA. zu nährenden Lebenslinie, als deren Stützpunkte über Island und Grönland die kanadische Position sowie die USA.-Häfen anzusehen sind.

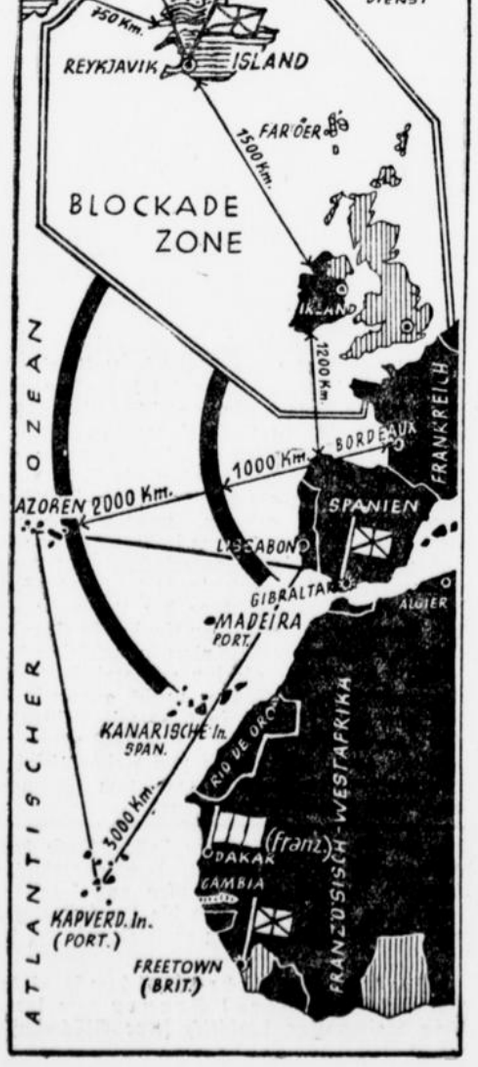
Wo der britische Nachschub über den Atlantik europäische Gewässer erreicht, wird er sogleich von dem deutschen Sperrgebiet in die Zange genommen. Ueber seine Wirkung zu sprechen, erübrigt sich . . .

Ohne daß wir eine scharfe Trennung vornehmen dürfen, schließt sich an die Sperrzone der aktive Radius des offenen Krieges im Atlantik, geführt von unseren U-Booten und Fernbombern. Er stößt weit nach Westen und Süden vor und findet in den OKW.-Berichten häufig seinen Niederschlag. Von Narvik bis zur afrikanischen Westküste sind deutsche Torpedos, Bomben und Geschütze aktiv und erfolgreich.

Im Süden dieses deutschen Offensiv-Systems haben andere europäische Nationen sich zur Defensive eingerichtet: Frankreich und Portugal. Frankreich hat den Angriff auf Dakar abgewehrt und betont seine immerwährende Wachsamkeit, diesen strategischen Punkt an Afrikas Westküste zu halten. Diese Betonung verschärft sich gegenüber Bestrebungen in den USA., Dakar als eigenen Vorposten gegen Europa in Besitz zu nehmen.

Unverblümter sind solche Forderungen gegenüber den portugiesischen Azoren, Madeira und den Kapverdischen Inseln ausgesprochen worden, die als Stellung eines nach Europa herübergreifenden Yankee-Imperialismus — wie er sich im Falle Island dokumentiert hat — gerade recht wären. Vorläufig erscheinen sie als Stützpunkte der USA.-Atlantik-Patrouille von größtem Wert. Die portugiesische Regierung hat unmißverständlich reagiert, ihre Garnisonen auf den Inseln verstärkt und ihre Bereitschaft zur bewaffneten Abwehr einer USA.-Invasion erklärt. Damit hat Portugal die Linien seines atlantischen Verteidigungsdreiecks verstärkt. England und damit die USA. haben diesem europäischen System im Süden nur den Stützpunkt von Freetown entgegenzusetzen.

Unseren Versuch, in knappen Strichen das Bild der Westfront Europas zu zeichnen, unterstützen wir durch eine Karte, deren Einzeichnungen unsere Zeilen unterstreichen.



Unruhen in der Ukraine

Neues furchtbares Blutbad der Bolschewisten

Stockholm, 17. Juli. Nach einem Bericht des Vertreters von „Aftonbladet" in Istanbul haben Ende vergangener Woche in allen größeren Städten der Ukraine schwere antibolschewistische Unruhen stattgefunden, die von den bolschewistischen Machthabern nur unter Anwendung schwerster Terrormaßnahmen niedergeschlagen werden konnten. In Kiew kam es am vergangenen Freitag zu umfangreichen Demonstrationen. In Dnjeprosserzjinsk brach in einem Kasernenkomplex ein mystischer Brand aus, in Rostow am Don wurde von der erregten Menge versucht, die öffentlichen Gebäude zu besetzen. In Odessa, Zoporwzje und Poltawa brachen Revolten aus, und erst am Sonntagvormittag gelang es den bolschewistischen Machthabern, wieder durch blutigen Terror die Oberhand zu gewinnen. Sie stellten ein furchtbares Blutbad an. Nicht weniger als 100 Personen wurden verhaftet und nach einem „summarischen Gerichtsverfahren" erschossen.

Stärkstes Aufsehen in der Welt

Roosevelts Schießbefehl an die USA.-Flotte

Berlin, 17. Juli. Die Meldung von „Aftonbladet", daß Roosevelt der USA.-Flotte den Schießbefehl erteilt habe, wird in allen Newyorker Blättern groß herausgebracht, ohne daß dagegen Widerspruch erhoben wird. Auch die USA.-Regierung hat bisher kein Dementi herausgegeben. Rundfunk und Presse erklären, die USA.-Flotte sei angewiesen worden, für die Sicherheit der Verbindungen zu sorgen, das bestätige den Schießbefehl Roosevelts.

Die brasilianische Presse bringt unter großen Schlagzeilen die Nachricht von den provozierenden Maßnahmen der USA.: Die USA. bereiten den Kriegseintritt vor oder Roosevelt soll der Flotte befohlen haben, auf deutsche Schiffe zu schießen.

Die gesamte spanische Morgenpresse bringt Willkies Erklärung über Roosevelts Schießbefehl an die USA.-Flotte in größter Aufmachung unter Ueberschriften wie: „Roosevelt hat der Flotte Befehl gegeben, das Feuer ohne Warnung auf deutsche Einheiten zu eröffnen. — Roosevelt beabsichtigt, mit dem Reich in den Krieg zu kommen durch Provozierung eines Zwischenfalles. Er will das Parlament vor vollendete Tatsachen stellen."

In Finnland hat die Aufdeckung der Machenschaften Roosevelts in der gesamten Oeffentlichkeit stärkstes Aufsehen erregt. Die Presse meldet in großen Schlagzeilen: „Roosevelt will dem kämpfenden Europa in den Rücken fallen" oder „Roosevelt will den Krieg um jeden Preis" oder „Roosevelt provoziert den Krieg".

Wieder britisches Hilfsschiff versenkt

Berlin, 17. Juli. Zu den ansteigenden Versenkungen von britischen Kriegs- und Handelsschiffen durch die deutschen Luft- und Seestreitkräfte in den letzten Tagen muß die britische Admiralität jetzt auch die Versenkung des britischen Hilfsschiffes „Lady Somer" zugeben. Von der 175köpfigen Besatzung wurden 138 Mann von einem spanischen Dampfer gerettet.

Aus einem Geleitzug herausgeschossen

Berlin, 17. Juli. Sieben Ueberlebende des britischen Handelsschiffes „Designer" trafen am 16. Juli mit dem portugiesischen Fischdampfer „Santa Princesa" in Porto ein. Die Ueberlebenden berichteten, daß ihr Schiff am 8. Juli von einem deutschen U-Boot aus einem britischen Geleitzug herausgeschossen wurde. Dabei ertrank der größte Teil der britischen Besatzung.

Die Opfer des Luftkrieges in England

Berlin, 17. Juli. In einer offiziellen Erklärung wurden, wie der Londoner Nachrichtendienst berichtet, die Verluste, die durch deutsche Angriffe in England verursacht wurden, bekanntgegeben. Von Anfang Januar bis Ende Juni sind danach in England 41 900 Personen getötet und 52 600 verwundet worden.

Ungarische Panzer im Vormarsch

Sowjetischer Widerstand überall gebrochen

Budapest, 17. Juli. Die sowjetischen Nachhuten wurden nach dem Bericht des Chefs des ungarischen Generalstabes von ungarischen Panzertruppen gemeinsam mit deutschen Truppen erfolgreich angegriffen und zurückgeschlagen. Im ungarischen Szeklerland, nahe der rumänischen Grenze, landeten mehrere sowjetische Fallschirmspringer. Die Bevölkerung verständigte die Behörde, die die Verfolgung aufnahm und die Sowjets nach kurzem Kampf unschädlich machte. Die Uniformen der sowjetischen Fallschirmspringer waren jenen der rumänischen Soldaten täuschend ähnlich. Man fand bei ihnen auch Leinoten; daraus entnimmt man, daß die Fallschirmspringer eigentlich auf rumänischem Gebiet landen wollten.

Die in Podolien stehenden ungarischen Truppen setzten trotz der erbitterten Versuche der Sowjetarmee, den Vormarsch zu verzögern, diesen fort. Die Sowjets warfen Panzerverbände in den Kampf, um unter deren Schutz die zurückweichenden Infanterien zu ordnen. Gemeinsam mit deutschen Soldaten haben die ungarischen Panzertruppen aber jeden sowjetischen Widerstand vereitelt und alle Gegenangriffsversuche zurückgeschlagen. Aussagen der Kriegsgefangenen bestätigen, daß die von den Karpathenkämmen ins Innere Podoliens zurückgedrängte 12. Sowjetarmee unter General Iwanow sehr schwere Verluste erlitten hat.

Der erste Trupp schwedischer Freiwilliger nach Finnland

Stockholm, 17. Juli. In dieser Woche ist der erste Trupp schwedischer Freiwilliger nach Finnland abgereist.

Die Sprache des Wehrmachtberichts

Von Karl Hans Bühner

Immer trifft uns der Wortlaut der deutschen Wehrmachtberichte wie die Stimme des Schicksals, die wir täglich vernehmen und die dennoch nicht alltäglich ist. Denn diese Berichte enthalten, was wir als Glaube und Gewißheit, Vertrauen und Hingabefähigkeit im Herzen tragen. War doch in keinem Jahrhundert das Glück der deutschen Menschen größer als in unserem, da wir Gefolgsleute eines überragenden politischen Führers der Nation sind. Die Sprache unserer Wehrmachtberichte war vom ersten Tage des Krieges an die Sprache des Sieges und des Siegers selbst, der gelassen verschmäht, trotz der großartigen überwältigenden Waffentat und dem unbeugsamen Geiste dahinter auf das einzelne Ereignis des Tages noch besonders hinzuweisen: sie schmilzt mit dem gewaltigen Impuls des deutschen Schwertes in eine einzige heroische Anstrengung zusammen. Der deutsche Wehrmachtbericht gibt davon täglich begeisterndes Zeugnis. Er ist sowohl in seiner Fassung als in seiner Zusammenfassung und bis hinein in seine Wahrhaftigkeit deutsch. Da sein Charakter durchgehend gewahrt ist und weil er durch Wochen, Monate und vielleicht Jahre hindurch sein dokumentarisches Gesicht nicht verändert, dürfen wir vom sprachlichen Stil der deutschen Wehrmachtberichte reden.

Dieser soldatische Bericht ist jedoch nicht — wie man vielleicht erwarten könnte — in der Sprache der Militärschriftsteller oder Strategen geschrieben; auch eine stellenweise dichterische, pathetische oder gar philosophische Ausdrucksweise wäre ihm unangemessen. Die deutschen Wehrmachtberichte werden von wägenden Offizieren entworfen, und ihre Art von Meldung mag wohl am ehesten der gleichen, die etwa dem Feldherrn zur Leitung seiner Operationen gemacht werden muß; es ist die Sprache der harten, kriegerischen Notwendigkeiten; die Logik der Tatsachen, das Nacheinander, die Reihenfolge der soldatischen Aktionen bestimmt den Rhythmus dieser schlicht registrierenden, die Erfolge nicht wertenden Sätze. Die ungeschminkte, im rein Sachlichen des Einsatzes nüchterne Darstellungsart gibt ihrer Aufeinanderfolge darum den ehernen Klang der Zeit, wiederholt im Gebiet des Wortes die unerbittlich klärende Sprache der Waffen, welche der Feind versteht. Schmucklos stehen diese Sätze nebeneinander, doch sauber, gestrafft, zuchtvoll ausgerichtet, wie Soldaten in Reih und Glied. Dieser Stil der Tatsachen gebietet Verzicht auf jegliche sprachliche Ueberhöhung der militärischen Leistung und verpflichtet zu Genauigkeit und Deutlichkeit. Ein unbestimmtes „wahrscheinlich" oder weitschweifendes „vermutlich" kommt darin kaum vor; das einwandfrei festgestellte militärische Ergebnis ist die Grundlage aller Meldungen der Berichte des Oberkommandos der Wehrmacht.

Dem entspricht Gefüge, Aufbau und Wesen der einzelnen Sätze. Sie haben fast anekdotische Kürze und Kargheit, sie sind knapp, klar, aufs Wesentliche gerichtet, geballt, wenn man will: dynamisch vor allem wegen ihres auf das Hauptwort gelegten Akzents. Eine Verwendung schmückender Beiwörter geschieht nur dort, wo eine Auszeichnung und Hervorhebung des Substantivs notwendig ist. Aber dieser harten Nachbarschaft zum Trotz besteht unter den Sätzen eine gute flüssige Verbindung. Nur ein lebendiges gediegenes Sprachgefühl kann es zu so erfreulichen Gebilden bringen. Um aber die Darstellung der Konsequenz militärischer Ereignisse nicht zu verwirren oder durch andere Ueberschneidungen undeutlich zu machen, werden im allgemeinen Nebensätze selten verwendet. Andererseits erzwingt das Gesetz der Zeit, welches durchgehend befolgt wird, den Eindruck der Ueberlegenheit über die Materie, der Uebersicht über die augenblickliche Fülle der militärischen Verhältnisse und Operationen. Häufig gebietet die Beschränkung auf das Notwendige und Wesentliche den völligen Verzicht auf das Zeitwort. Der lakonische Satz: „Keine besonderen Ereignisse" ist um Grade realistischer und unmittelbarer als der verschwommene „Im Westen nichts Neues" aus dem Weltkrieg. Dabei erweist sich das Ausdrucksvermögen unserer Wehrmachtberichte als geschmeidig und anpassungsfähig, die Wortwahl als treffend. Der Sprachschatz erscheint trotz der Beschränkung auf das rein militärische Fachgebiet als erstaunlich reich. Er ermöglicht vierlei Abwechslung und Nuancen in der Bildhaftigkeit.

Die Totalität der militärischen, politischen, geistigen Leistung und Haltung formt den Stil der deutschen Wehrmachtberichte. Die besten Tugenden des deutschen Menschen, die ihm immer wieder Bewunderung und Neid in der Welt eintrugen, spiegeln sich in jenen Sätzen, darin das Schicksal des deutschen Volkes einleitend enthalten ist! Die ruhmreiche Tat gilt immer als Vorbedingung für eine ruhmreiche Zukunft. Den Sieg der Waffen aber festigt allein die Kunst des politischen Führertums.

Staat der Knute

(Schluß von der 1. Seite.)

Regime vernichtet. Der Massenmörder Felix Djerschinski, Henker von Millionen, wurde aus Rache ermordet. Menschinski, ein gefährlicher Kokainist mit der bestialischen Angewohnheit, sich an der Ermordung politischer Gefangener persönlich zu beteiligen, wurde von seinem Nachfolger Jagoda durch Gift beseitigt. Der jüdische Handlungsgehilfe Herschel Jagoda, bekannt durch seinen Prozeß gegen 22 Volkskommissare und durch die eigene „Liquidierung" durch Stalin nach einem Geständnis seiner Ungeheuerlichkeiten im großen Märzprozeß 1938, endete durch Genickschuß. Nikolai Jeschow war der Henker der Diplomaten und Kriegsräte der Sowjetunion auf Grund eines von Stalin erhaltenen Auftrags zur „Verschärfung der Säuberung". Dieser Jeschow ließ u. a. 35 000 Angehörige des Offizierskorps, fast alle Führer der kommunistischen Jugend und fast sämtliche 80 Mitglieder des 1934 geschaffenen Sowjetkriegsrates und des Zentralkomitees ermorden. Am 8. Januar 1938 wurde er kurzerhand abgesetzt und in den Kellern der Lubianka erschossen. Gegenwärtig ist Lorenti Beria, ein kaukasischer Landsmann Stalins, der würdige Nachfolger seiner vertierten Vorgänger.

Wohin man in der Sowjetunion auch blicken mag —: unter der Diktatur des Bolschewismus sind Elend, Not, Bedrückung, Entrechtung, Pein und Untergang die untrüglichen Kennzeichen des wahren Regimes. Von den schönklingenden, hohlen Phrasen der Sowjetpropaganda bleibt nicht einmal der Schein einer Spur von Wahrheit zurück. Deutschlands Kampf von bewegender Größe erbringt den endgültigen Nachweis, welche Revolution die größere innere Schwungkraft, de mächtigeren ideellen Gehalt und die stärkere militärische Macht aufbieten kann, die Revolution von 1933 oder die von 1917, — falls es eines Nachweises überhaupt noch bedürfte. Die Sowjetunion und ihre Weltanschauung (und nicht nur ihre militärische Kraft) wird diese Bewährungsprobe, von der ihr ganzes Sein abhängt, niemals bestehen, auch nicht mit Hilfe der plutokratischen Genossen in England und Nordamerika. Moskau hat den Kampf gewollt. Das Ende ist leicht vorauszusehen. Daran läßt der bisherige ungemein siegreiche Kampfverlauf mit der gewaltigen Doppelschlacht von Bialystok und Minsk und mit dem kühnen Durchbruch durch die Stalin-Linie keinerlei Zweifel. „Große Erfolge bahnen sich an", meldet der gestrige Wehrmachtbericht schon wieder. Die Sowjetführung versucht, „durch Einsatz ihrer letzten Reserven" den Ansturm unserer Wehrmacht und ihrer Verbündeten aufzuhalten. Vergebens! In diesem Ringen von rund neun Millionen Mann an der Ostfront wird die bolschewistische Macht zerschmettert. Wie sehr sie schon durch die Schläge unserer Wehrmacht erschüttert worden ist, ergibt sich aus dem bezeichnenden Blut-Erlaß des Blutsäufers Stalin, der sich gezwungen sieht, seine Truppen mit der Pistole im Genick gegen den deutschen Ansturm vortreiben zu lassen. Eine solche Mordandrohung ist nur in der Sowjetunion möglich und wirft ein grelles Licht auf die ganze innere Verfassung ihres Blutregimes. Mit der Zerschlagung der bolschewistischen Armeen kommt auch das Ende des bolschewistischen Systems dieses Staates der Knute.

Doppelt so schnell als im Westen

Istanbul, 17. Juli. Die Durchbrechung der Stalin-Linie vergleicht der militärische Kritiker General Sabrisch mit dem Blitzkrieg in Frankreich und stellt fest, daß die Deutschen vom 10. Mai bis 23. Juni 1940, also in 45 Tagen, 260 Kilometer nach Dünkirchen bzw. der Sommemündung und 320 Kilometer bis Abbeville vorgestoßen seien. Beim Feldzug im Osten seien die Truppen vom 22. Juni bis 11. Juli, mithin in 20 Tagen, 530 Kilometer tief in die Sowjetunion eingedrungen und hätten die Stalin-Linie durchbrochen. Diesmal habe sich also der Krieg doppelt so schnell entwickelt als im letzten Jahr, so schließt der General.

Der Führer ehrt die Kreta-Kämpfer

Aus dem Führerhauptquartier, 17. Juli. Der Führer und Oberste Befehlshaber der Wehrmacht empfing heute in seinem Hauptquartier die für ihren heldenhaften Einsatz auf Kreta mit dem Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes ausgezeichneten Angehörigen der Fallenschirmtruppe und der Gebirgsjäger.

Mit anerkennenden Worten dankte der Führer den Kreta-Kämpfern, an ihrer Spitze dem Befehlshaber des Unternehmens, General der Flieger Student, und Generalmajor Ringl, den Kommandeur einer Gebirgsdivision.

Der Führer brachte zum Ausdruck, daß diese kühne Tat mit eine der Voraussetzungen für die erfolgreiche Fortführung unseres Freiheitskampfes schuf.

Der Führer ehrte mit diesem Empfang zugleich die vorbildliche Tapferkeit aller Kreta-Kämpfer.

Reichsmarschall Göring an Oberstleutnant Mölders

Berlin, 17. Juli. Reichsmarschall Göring richtete an Oberstleutnant Mölders folgenden Glückwunsch: Lieber Mölders. Ihnen, meinem kühnsten und siegreichsten Jagdflieger, herzliche Glückwünsche zu der höchsten Tapferkeitsauszeichnung. Ich bin unendlich stolz auf Sie und beglückwünsche auch Ihr herrliches Jagdgeschwader, das in allen Luftkämpfen unter Ihrer kühnen Führung Hervorragendes leistet. Möge Ihnen, lieber Mölders, das Soldatenglück auch weiterhin treu sein.

Ihr Göring,
Reichsmarschall des Deutschen Reiches und Oberbefehlshaber der Luftwaffe.

Buenos Aires. Aus Quito wird ein neuer Grenzzwischenfall zwischen Peru und Ecuador gemeldet. Eine amtliche Mitteilung darüber besagt, daß peruanische Truppen versucht hätten, im Abschnitt von Unhato den Fluß Zagramilla zu durchqueren.



Professor Dr.-I
Träger des Deutsche
und Wissenschaft

Am 19. Juli d. J
Ernst Heinkel se
als Flugzeugkonstru
handelt es sich um
überragende Stellu
eigener Kraft und
brechenden Leistung
allem gewohnt ist,
kannten Pläne alle
durchzusetzen.
Ernst Heinkel w
eingesessenen Handw
1888 in Grunbach im
in Württemberg geb
berg mit Recht das
genannt hat, so kan
Luftfahrtpioniere
Daimler, Dornier u
Hirth und viele an
Ernst Heinkel be
Cannstatt bis zum
schließend ein Jahr
Firma G. F. Groß,
(Württemberg), täti
als Ingenieur bega
Technischen Hochschul
sich schon sein großes
bemerkbar, wobei e
der Franzosen dem
gegenüber feststellte.
haben dann später
maßgeblich bestimmt
Bau des ersten Flu
nach dem Farman-
startete er zum erst
rutschte aber dann i
den Flügel ab. Der
und Heinkel wurde
Nach seiner Wie
schließend als Kon
lehrs-Gesellschaft in
und nahm dann im
als Chefkonstrukteur
Im Frühjahr 1914 t
und Brandenburgisch
denburg als Chefk
Direktor ein.
Die große Bewäh
krieg, in dem Dr. H
konstruktionen wese
Deutschland den
Feindmächte im Luf
Vom Jagdeinsitzer bi
möglichen Typen
seinen Händen her
viertel aller von
reichisch-ungarischen
Baumuster waren
Der jetzige Korps
General der Fliege
einmal erzählt, mi
deutschen Flieger vo
die dem anfangs be
gegenüber einen sc
Ankunft der neuen
zweisitzer von den
Flugzeugwerken beg
an war die Ueberle
streitkräfte an Flan
der damalige Kapit
dem Konstrukteur E
höchster Not" niema
Nach dem Zusa
war Ernst Heinkel v
größeren Automobil
eines Tages sein alt
damals für den Kai
münde arbeitete, un
Auftrag, eine Werke
Schnell entschlossen
mobilunternehmen
münde. Schon am
Jahres gründete e
Ernst-Heinkel-Flugze
willigen Konstrukteu
faltung seiner Kräfte
eigenen Unternehme
diesen Jahren auße
innenpolitischer Zer
Flugzeugkonstrukteur
stand. Aber die sich
waren für Heinkel
werden. Da der
reichende Fabrikatio
knüpfte er mit gro
zum Ausland an, u
tigkeit entwickelte e
struktionen, besonde

Knute

(Fortsetzung von der 1. Seite.)

Massenmörder Felix Millionen, wurde aus inski, ein gefährlicher lischen Angewohnheit, politischer Gefangener urde von seinem Nach- beseitigt. Der jüdische Jagoda, bekannt durch Volkskommissare und ierung" durch Stalin ner Ungeheuerlichkeiten 1938, endete durch w war der Henker der äte der Sowjetunion talin erhaltenen Auf- er Säuberung". Dieser 000 Angehörige des Führer der kommuni- imtliche 80 Mitglieder jetkriegsrates und des . Am 8. Januar 1938 etzt und in den Kellern egenwärtig ist Lorenti ndsmann Stalins, der vertierten Vorgänger. wjetunion auch blicken ur des Bolschewismus ng, Entrechtung, Pein lichen Kennzeichen des den schönklingenden, jetpropaganda bleibt iner Spur von Wahr- ampf von bewegender dgültigen Nachweis, ßere innere Schwung- ellen Gehalt und die aufbieten kann, die die von 1917, — falls rhaupt noch bedürfte Weltanschauung (und he Kraft) wird diese er ihr ganzes Sein auch nicht mit Hilfe en in England und t den Kampf gewollt. zuzusehen. Daran läßt greiche Kampfverlauf lschlacht von Bialystok n kühnen Durchbruch keinerlei Zweifel. ich an", meldet der schon wieder. Die „durch Einsatz ihrer sturm unserer Wehr- ten aufzuhalten. Ver- gen von rund neun Ostfront wird die bol- ettert. Wie sehr sie unserer Wehrmacht ibt sich aus dem be- s Blutsäufers Stalin, ine Truppen mit der en deutschen Ansturm olche Mordandrohung n möglich und wirft e ganze innere Ver- Mit der Zerschlagung en kommt auch das n Systems dieses

als im Westen

ie Durchbrechung der militärische Kritiker Blitzkrieg in Frank- die Deutschen vom 0, also in 45 Tagen, hen bzw. der Somme- er bis Abbeville vor- dzug im Osten seien bis 11. Juli, mithin r tief in die Sowjet- hätten die Stalin- al habe sich also der wickelt als im letzten l.

hrer =Kämpfer

hauptquartier, Oberste Befehlshaber te in seinem Haupt- enhaften Einsatz auf des Eisernen Kreuzes n der Fallenschirm- er.

en dankte der Führer hrer Spitze dem Be- nens, General der neralmajor Ringl, birgsdivision.

Ausdruck, daß diese Voraussetzungen für g unseres Freiheits-

diesem Empfang zu- che Tapferkeit er.

ll Göring nt Mölders

smarschall Göring Mölders folgenden Mölders. Ihnen, eichsten Jagdflieger, er höchsten Tapfer- unendlich stolz auf uch Ihr herrliches Luftkämpfen unter rvorragendes leistet, s, das Soldatenglück

Göring, s Deutschen Reiches ber der Luftwaffe.

s Quito wird ein wischen Peru und amtliche Mitteilung nische Truppen ver- n Unhato den Fluß

Ernst Heinkel / Ein Leben für die deutsche Luftfahrt



Professor Dr.-Ing. e. h. Ernst Heinkel,
Träger des Deutschen Nationalpreises für Kunst und Wissenschaft (Heinkel-Photo)

*

Am 19. Juli d. J. begeht Prof. Dr.-Ing. e. h. Ernst Heinkel sein dreißigjähriges Jubiläum als Flugzeugkonstrukteur. Bei diesem Jubilar handelt es sich um einen Mann, der sich seine überragende Stellung als Flugzeugbauer aus eigener Kraft und mit dem Willen zu bahnbrechenden Leistungen errungen hat, der es vor allem gewohnt ist, die von ihm als richtig erkannten Pläne allen Widerständen zum Trotz durchzusetzen.

Ernst Heinkel wurde als Sohn einer alteingesessenen Handwerkerfamilie am 24. Januar 1888 in Grunbach im Remstal (Kr. Waiblingen) in Württemberg geboren. Wenn man Württemberg mit Recht das Land der Dichter und Denker genannt hat, so kann man es auch als Land der Luftfahrtpioniere bezeichnen. Graf Zeppelin, Daimler, Dornier und Hans Klemm, Gebrüder Hirth und viele andere sind Schwaben.

Ernst Heinkel besuchte die Oberrealschule zu Cannstatt bis zum Abitur und war dann anschließend ein Jahr als Praktikant bei der Firma G. F. Grotz, Maschinenfabrik, Biffingen (Württemberg), tätig. Seine Berufsausbildung als Ingenieur begann 1907 an der Königlich Technischen Hochschule zu Stuttgart. Hier machte sich schon sein großes Interesse für die Fliegerei bemerkbar, wobei er den gewaltigen Vorsprung der Franzosen dem damaligen Deutschen Reich gegenüber feststellte. Die französischen Vorbilder haben dann später auch seinen ersten Entwurf maßgeblich bestimmt. 1909 begann er mit dem Bau des ersten Flugzeuges, einem Doppeldecker nach dem Farman-System. Am 19. Juli 1911 startete er zum ersten Mal mit der Maschine, rutschte aber dann in einer scharfen Kurve über den Flügel ab. Der Apparat ging in Trümmer und Heinkel wurde schwer verletzt.

Nach seiner Wiederherstellung ging er anschließend als Konstrukteur zu der Luft-Verkehrs-Gesellschaft in Johannisthal bei Berlin und nahm dann im Jahre 1913 das Angebot als Chefkonstrukteur in den Albatroswerken an. Im Frühjahr 1914 trat er dann bei den Hansa- und Brandenburgischen Flugzeugwerken in Brandenburg als Chefkonstrukteur und Technischer Direktor ein.

Die große Bewährung aber brachte der Weltkrieg, in dem Dr. Heinkel durch seine Flugzeugkonstruktionen wesentlich dazu beitrug, daß Deutschland den technischen Vorsprung der Feindmächte im Luftkrieg bald einholen konnte. Vom Jagdeinsitzer bis zum Großbomber sind alle möglichen Typen von Kriegsflugzeugen aus seinen Händen hervorgegangen. Rund Dreiviertel aller von 1914 bis 1918 in der österreichisch-ungarischen Fliegertruppe eingesetzten Baumuster waren Entwürfe von Heinkel.

Der jetzige Korpsführer des NS.-Fliegerkorps, General der Flieger Christiansen, hat selber einmal erzählt, mit welcher Begeisterung die deutschen Flieger von der Station „Zeebrügge", die dem anfangs besser ausgerüsteten Engländer gegenüber einen schweren Stand hatten, die Ankunft der neuen Kampfeinsitzer und Kampfzweisitzer von den Hansa-Brandenburgischen Flugzeugwerken begrüßten. Von diesem Tage an war die Ueberlegenheit der deutschen Luftstreitkräfte an Flanderns Küste gesichert, und der damalige Kapitänleutnant Christiansen hat dem Konstrukteur Ernst Heinkel „diese Hilfe in höchster Not" niemals vergessen.

Nach dem Zusammenbruch im Jahre 1918 war Ernst Heinkel vorübergehend Inhaber eines größeren Automobilunternehmens. 1920 erschien eines Tages sein alter Freund Christiansen, der damals für den Kaspar-Flugzeugbau in Travemünde arbeitete, und übermittelte Heinkel den Auftrag, eine Verkehrsmaschine zu konstruieren. Schnell entschlossen verkaufte Heinkel sein Automobilunternehmen und ging 1922 nach Travemünde. Schon am 1. Dezember des gleichen Jahres gründete er seine jetzige Firma, die Ernst-Heinkel-Flugzeugwerke. Denn den eigenwilligen Konstrukteur drängte es zu freier Entfaltung seiner Kräfte, die nur im Rahmen eines eigenen Unternehmens erfolgen konnte. In diesen Jahren außenpolitischer Ohnmacht und innenpolitischer Zerrissenheit gab es für einen Flugzeugkonstrukteur Widerstand um Widerstand. Aber die sich häufenden Schwierigkeiten waren für Heinkel dazu da, um überwunden zu werden. Da der Inlandsabsatz keine ausreichende Fabrikationsgrundlage bieten konnte, knüpfte er mit großen Erfolgen Beziehungen zum Ausland an, und in nie erlahmender Tätigkeit entwickelte er eine Menge neuer Konstruktionen, besonders von Marineflugzeugen, aber auch von Landflugzeugen für die verschiedenartigsten Verwendungszwecke, von Doppeldeckern und Eindeckern, von Verkehrsmaschinen und Sportflugzeugen. Bald war der Name Heinkel weit über die Grenzen Deutschlands hinaus zu einem feststehenden Begriff für deutsche Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit geworden. Dr. Heinkel und seine Mitarbeiter haben es in der Entwicklung des Flugzeuges nicht so sehr auf eine Verstärkung der motorischen Kraft, sondern mehr auf eine Verbesserung der aerodynamischen Eigenschaften abgesehen. Der große Schlager der Ernst-Heinkel-Flugzeugwerke, die inzwischen in erheblich erweitertem Umfang nach Marienehe bei Rostock umgesiedelt waren, wurde das Schnellverkehrsflugzeug „He 70", der sogenannte „Heinkel-Blitz", mit der 1933 eine Reihe von Rekorden erkämpft werden konnten.

Als dann der Führer seinen jetzigen Reichsmarschall mit dem Aufbau einer neuen deutschen Luftwaffe beauftragte, stand Dr. Heinkel wieder naturgemäß in der ersten Front der deutschen Flugzeugkonstrukteure. Vom Schulflugzeug bis zu dem weltbekannten Kampfflugzeug „He 111", das, im Spanienfeldzug erstmalig erprobt, im jetzigen Krieg an allen Fronten seine hervorragende Leistungsfähigkeit dauernd unter Beweis stellt, hat Dr. Heinkel der deutschen Wehrmacht eine Waffe von größter Schlagkraft geschmiedet.

Die Technische Hochschule in Stuttgart verlieh im 1925 den Dr.-Ing. e. h. Einige Jahre später, im Jahre 1932, verlieh anläßlich des zehnjährigen Bestehens der Ernst-Heinkel-Flugzeugwerke die Universität Rostock Ernst Heinkel den Dr. phil. h. c. 1937 wurde er am 25. November zum Wehrwirtschaftsführer ernannt und erhielt am 1. Dezember des gleichen Jahres von Seiner Kaiserlichen Hoheit dem Kaiser von Japan die 3. Klasse des Ordens des Heiligen Schatzes verliehen. Einige Monate später, am 30. Januar 1938, zeichnete ihn der Führer durch Verleihung des Professortitels aus, um dann im gleichen Jahr am 6. September die höchste deutsche Auszeichnung, die das Großdeutsche Reich zu vergeben hat, zu erhalten. Dr. Heinkel wurde auf der Kulturtagung in Nürnberg durch den Führer der Nationalpreis für Kunst und Wissenschaft verliehen. Die ständige Sorge um das Wohlergehen seiner Gefolgschaft wurde im Mai 1940 durch die Ernennung der Ernst-Heinkel-Flugzeugwerke zum Nationalsozialistischen Musterbetrieb belohnt. Am 28. August des gleichen Jahres wurde ihm vom Führer das Kriegsverdienstkreuz II. Klasse verliehen und am 30. Januar 1941 das Kriegsverdienstkreuz I. Klasse durch Generaloberst Udet im Auftrage des Reichsmarschalls überreicht.

Es ist schwer, für Heinkels außerordentlich fruchtbare und vielseitige Tätigkeit einen gemeinsamen Nenner zu finden. Ihm kommt es nicht so sehr auf die Verwirklichung eines starren theoretischen Prinzips an, sondern er hält es für notwendig, dort einzugreifen, wo in der Entwicklung ein wichtiger Bedarf auftritt. Das ist ihm stets mit großem Erfolg gelungen. Die Flugzeuge, die aus seinen Werken herausgehen, tragen den Stempel deutscher Zuverlässigkeit und ursprünglicher Schaffenskraft. Sie haben jetzt im Kriege an allen Fronten ihre Feuertaufe bestanden. Die beharrliche Zielsicherheit des Schwaben hat Dr. Heinkel auf seiner wechselvollen Laufbahn niemals im Stich gelassen. Sie wird auch weiterhin dazu beitragen, das deutsche Schwert am Himmel von Tag zu Tag zu schärfen.



Ein deutscher Stoßtrupp
fährt mit schußbereiten Waffen durch einen Wald. (PK.-Tannenberg-Weltbild-M.)

Oh, Don Alfonso, du Halunke!

Eine wahre Geschichte aus Andalusien, erzählt von Peter Blau

Aus dem Torbogen des alten maurischen Gasthauses fiel eine breite Lichtstraße auf das Katzenkopfpflaster davor, als ich eintrat. Unter dem steinernen Gewölbe wabbelte ein dichter Qualm und erschwerte den großen, an Ketten aufgehängten Petroleumlampen das Leuchten. An den Tischen saßen Matrosen, Soldaten, Offiziere und bunt angezogene Mädchen.

Inez tanzte gerade. Beim Drehen hob sich der bunte Fransenrock über die langen schlanken Beine. Ihre Kastagnetten zirpten wie Grillen und knallten wie Peitschen. Inez tanzte wie eine Besessene. Juana und Maria schlugen den Rhythmus auf den Guitarren und sangen dazu eine monotone Melodie, die sich langsam steigerte, bis sie zu scharfen spitzen Schreien überging. Den Männern fuhr es in die Glieder. Sie stampften, schlugen mit Fäusten und Gläsern den Takt.

Das schöne Gesicht der Tänzerin glühte. Ihre Augen schossen Blitze.

Mit einer Stimme wie dunkeler Samt sang sie:

„Die Lieb' darf man nicht nehmen
Mit Löffeln gar zu groß,
Nur schlürfen soll man eben,
Den Durst zu stillen bloß."

Am Nebentisch saß ein Mann in einer pompösen Uniform. Mit brennenden Augen starrte er das Mädchen an.

Als sie fertig gesungen hatte, klatschte er: „Olé, olé. Komm her, Vögelchen!" rief er. „Gib mir ein Löffelchen für meinen Durst." Er war offenbar sehr betrunken. Inez kümmerte sich nicht um ihn. Die Uniform stand auf und legte ihr den Arm um die Hüfte. Inez stieß ihn zurück, daß er gegen eine Säule taumelte.

„Und Sie wollen ein Caballero sein?" rief ich ihm zu.

„Die verd . . . Ausländer haben hier überhaupt nichts zu sagen", schrie er und goß mir den Wein ins Gesicht.

Ich hatte ein frisch gewaschenes weißes Hemd an und war sehr ärgerlich, daß es nun so rot geworden. Die Ohrfeige, die ich dem Manne versetzte, fiel deshalb ziemlich kräftig aus. Sein gebliches Gesicht lief lila an vor Wut. „Sie haben einen staatlichen Beamten tätlich beleidigt", kreischte er, „ich lasse Sie verhaften." Damit rannte er hinaus.

Nach kurzer Zeit kam er mit zwei Polizisten wieder.

Die Proteste der Mädchen und der Gäste, die auf meiner Seite waren, halfen nichts; ich wurde abgeführt.

Ohne ein Wort zu reden, gingen wird durch die stillen Gäßchen. Etwas außerhalb des Städtchens lag ein altes Kloster, daß von den Mönchen verlassen war und nun als Gefängnis diente. Der eiserne Klopfer schlug gegen das Holz und dröhnte durch die Gänge. Nach langer Zeit näherten sich schlurfende Schritte. Das Tor kreischte in den Angeln wie der Schrei eines Esels. Eine Laterne blendete mir in die Augen und beleuchtete gleichzeitig Don Alfonso, den Wächter. Um die rosig schimmernde Glatze lag ein Kranz von weißen Löckchen.

„Ist's ein Mörder, ein Dieb oder ein Landstreicher?" fragte er die Polizisten.

„Ein Politischer", sagten die. „Buenas noches!"

Das Tor stieß wieder seinen Eselsschrei aus und fiel ins Schloß. „Sie kommen reichlich spät", sagte Don Alfonso hinter seinem Bartvorhang.

Vor einer ehemaligen Klausurzelle hielten wir an.

„Da bleiben Sie", sagte Don Alfonso und leuchtete mir noch einmal grüsend ins Gesicht. „Buenas noches!" Der Schlüssel drehte sich, ich war gefangen.

In der fast meterdicken Mauer war ein halbrundes vergittertes Fenster, durch das der Mond ein gelbliches Schachbrettmuster auf die gegenüberliegende Wand zeichnete. Von dort sah man hinunter aufs Meer. Millionen von blitzenden Reflexen huschten über die unendliche Fläche.

Am nächsten Morgen brachte mir Don Alfonso einen Krug Wasser und ein Stück Brot. „Das ist nun mal die Gefängniskost", sagte er bekümmert, „aber wenn Sie wollen, können Sie sich auch selbst verpflegen. Meine Frau, Dona Rachele, würde Ihnen das besorgen."

„Oh, Don Alfonso, welche Güte! Sagen Sie Dona Rachele meine untertänigsten Grüße, und ich würde ihr ewig dankbar sein, wenn sie sich zu mir bemühen wollte." Mit Grandezza überreichte ich ihm ein Fünfpesostück. Strahlend ließ er es verschwinden und blinzelte mich vergnügt an. „Aber nichts zu Dona Rachele davon sagen!" bemerkte er beim Hinausgehen. Ich hatte den richtigen Ton getroffen und war ein Gefangener, übrigens augenblicklich der einzige, ganz nach seinem Geschmack. Dona Rachele war so dick, daß sie fast meine Zelle ausfüllte. Sie bewegte sich äußerst würdevoll. Ich küßte ihr beim Eintritt galant die Spitzen ihrer Wurstfingerchen, was sie huldvoll hinnahm. Wir besprachen das Menü. Ich gab ihr reichlich Geld und bat sie und ihren Mann, an dem Mahl teilzunehmen.

Um die Mittagszeit saßen wir im kühlen Kreuzgang und taten uns an den herrlich zubereiteten Speisen gütlich. Nach dem Essen machten wir ein Spielchen, wobei ich ein paar Pesos an Don Alfonso verlor, was seine Sympathie zu mir wesentlich steigerte.

„Don Pedro", sagte er, „wenn Sie mir Ihr Ehrenwort geben, daß Sie mir nicht fortlaufen, so schließe ich Sie nicht mehr ein."

„Don Alfonso, ich gebe Ihnen mein Ehrenwort." Feierlich schüttelten wir uns die Hände.

Gegen Abend lag ich auf meiner Pritsche. Die Arme unter dem Kopf verschränkt, träumte ich mit offenen Augen in die Farbensymphonie des Klostergartens. Der Kreuzgang schloß sich an drei Seiten um ihn. Die vierte war von einer Mauer abgeschlossen, die sich an einen Hügel lehnte. Auf der gleichen Höhe mit der Mauerkrone führte ein schmaler Weg vorbei, von dem man in den Klostergarten hinunterschauen konnte. Meine Träumerei wurde durch einen Ruf unterbrochen: „Peeedrooo!"

Mein Herz schlug schneller. Diese Stimme kannte ich. Ich ging hinaus. Ja, es war Inez. Sie saß oben auf der Mauer und ließ ihre Beine herunterbaumeln. Neben ihr stand ein Korb, an dem ein Strick befestigt war. Lachend ließ sie ihn herunter. Es waren ein paar Flaschen Wein, Kuchen, Zigaretten und Schokolade drin. Schmunzelnd nahm Don Alfonso die Herrlichkeiten in Empfang.

Ich lag im Gras und sprach zu Inez herauf und hatte große Sehnsucht nach ihr. Wir unterhielten uns lange. Beim Gehen sagte sie: „Morgen komme ich wieder." Und sie kam wieder. Jeden Abend glitt das Körbchen an der Mauer herunter und wurde jeden Abend von dem freudestrahlenden Don Alfonso in Empfang genommen.

Manchmal kamen Juana und Maria mit. Dann sangen sie zu den Guitarren Liebeslieder Andalusiens.

So verging mehr als eine Woche. Ich wurde nicht verhört und nicht vorgeladen. Es war, als ob man mich vergessen hätte.

Eines Abends bat ich Inez, für mich auf das Secretario zu gehen und sich nach dem Stand meiner Sache zu erkundigen. Don Alfonso stand in der Nähe und hörte das. Eilig kam er heran. „Oh, Don Pedro, fast hätte ich es vergessen, es kam Bericht, Sie zu entlassen. Der Fall wurde sistiert. Sie sind frei."

Es gab einen herzlichen Abschied von Dona Rachele und Don Alfonso. Aber die Geschichte kam mir doch etwas komisch vor, und am nächsten Morgen ging ich zum Secretario, um mich zu erkundigen, warum man mich so lange festgehalten und ohne Nachricht gelassen hatte.

Der Beamte sah mich verdutzt an: „Wir haben Don Alfonso Bericht gegeben, Sie nach vierundzwanzig Stunden frei zu lassen. Der Senor, der Ihnen den Wein ins Gesicht goß, war hier und hat die Schuld auf sich genommen."

Nach vierundzwanzig Stunden hätte ich freigelassen werden sollen, und Don Alfonso hatte mich zehn Tage lang bei sich behalten. Die Liebesgabenkörbchen von Inez hatten es ihm angetan, und die üppigen Mahlzeiten und die netten kleinen Spielgewinne.

Trotz meines Mißgeschicks mußte ich lachen, daß mir die Tränen über die Wangen kullerten.

„Oh, Don Alfonso, du Halunke", war alles, was ich sagen konnte.



Durst! (Weltbild-M.)

Allgemeine Rundschau

Kulturaustausch Westfalen – Niederlande

Ausstellung „Niederländische Kunst" in Hagen

Hagen, 17. Juli. Am kommenden Sonntag wird im Karl Ernst Osthaus-Museum der Stadt Hagen die im Rahmen des deutsch-niederländischen Kulturaustausches in Verbindung mit der Niederländisch-deutschen Kulturgemeinschaft und dem Gau Westfalen-Süd veranstaltete Ausstellung „Niederländische Kunst der Gegenwart" eröffnet.

Die Eröffnung wird der Generalsekretär des niederländischen Departements für Volksaufklärung und Künste, Dr. T. Goedewaagen, in Gegenwart zahlreicher führender Persönlichkeiten aus den Niederlanden vornehmen. Die unter der Schirmherrschaft des Reichskommissars für die besetzten niederländischen Gebiete vom Departement für Volksaufklärung und Künste in Den Haag veranstaltete Ausstellung vermittelt einen repräsentativen Ueberblick über die niederländische Kunst der Gegenwart in Malerei, Graphik und Plastik und zeigt etwa 200 Kunstwerke von 100 der bedeutendsten holländischen Künstler der Gegenwart. Auf Anregung des Schirmherrn Reichsminister Dr. Seyß-Inquart ist die niederländische Ausstellung vor allem auch durch wertvolle Leihgaben holländischer Museen wesentlich bereichert worden, so daß sie in der Erfassung des benachbarten niederländischen Kunstraumes im westfälisch-niederländischen Gebiet eine bedeutsame Ergänzung zur diesjährigen Großen Hagener Frühjahrsausstellung bildet.

*

Herford, 17. Juli. **Für fünf Mark „herzliche Grüße".** Der aus Solingen gebürtige Wilhelm Breuning hat es schon zu einem „anschaulichen" Strafregister gebracht. Er beging Diebstähle und Betrügereien am laufenden Band; die Strafen machten offenbar auf ihn keinen Eindruck. Als er im Herbst 1940 aus dem Gefängnis entlassen worden war, wandte er sich nach Ostwestfalen und beging hier in mehr als einem Dutzend Fällen Zechschwindeleien. Dann sprach er in Herford bei einer Frau eines früheren Mitgefangenen vor, überbrachte angeblich von dem Mann „herzliche Grüße" und erschwindelte sich hier fünf Mark. Das Gericht verurteilte B. jetzt als gefährlichen Gewohnheitsverbrecher zu drei Jahren und sechs Monaten Zuchthaus, 100 RM. Geldstrafe und fünf Jahren Ehrverlust. Dazu wurde die Sicherungsverwahrung angeordnet.

Wuppertal, 17. Juli. **Faulenzer muß Freiheitsstrafe gleich antreten.** Eine heilsame Lehre wurde einem 40jährigen Mann aus Millrath zuteil, der, nachdem er sein eigenes Geschäft hatte aufgeben müssen, vom Arbeitsamt dienstverpflichtet worden war. An seiner ersten Stelle versuchte er sich zu drücken, benahm sich später dann in einer Weise, die seine Entfernung bedingte. Nun versuchte das Arbeitsamt, ihn in seinem Beruf unterzubringen. Aber auch dieses Entgegenkommen lohnte der Mann nicht. Und auch in einem dritten Fall blieb der hartnäckige Drückeberger einer geregelten Tätigkeit fern. Nunmehr stand der Mann vor dem Wuppertaler Schöffengericht, das ihm nicht allein seine Pflichten klar machte und auf eine Gefängnisstrafe von vier Monaten erkannte, sondern gleichzeitig verfügte, daß die Strafe gleich anzutreten sei.

Solingen, 17. Juli. **100 000 Sparer bei 140 000 Einwohnern.** Für die Stadtsparkasse Solingen war der 8. Juli ein Tag von besonderer Bedeutung, konnte sie doch an ihm das Sparkassenbuch Nr. 100 000 ausstellen. Für die Klingenstadt ist die Zahl von 100 000 Sparern umso beachtenswerter, als sie doch nur 140 000 Einwohner zählt. Wenn also auch nicht jeder Solinger ein Sparer ist, so geht aus der Zahl doch hervor, daß in jeder Solinger Familie zumindest ein Sparkassenbuch geführt wird. Auf den Kopf der Solinger Bevölkerung entfällt ein Sparguthaben von 673 RM. Der im bergischen Menschen besonders ausgeprägte Sparwille und Sparsinn kommt in diesen Ziffern treffend zum Ausdruck.

Borgloh, 17. Juli. **Vom Grubengas getötet.** In Wellendorf wollten zwei Brüder ein Loch, das von einem früheren Bergwerk stammt, untersuchen. Der ältere Bruder ließ sich an einem Strick hinunter. Kaum war er unter der Oberfläche, als er das Bewußtsein verlor und nach unten fiel. Die Bergungsversuche des 15jährigen Bruders blieben erfolglos. Ein hinzugezogener Arzt konnte nur noch den Tod durch Gasvergiftung feststellen.

Goch, 17. Juli. **29 000 RM. unterschlagen.** Ein Angestellter einer hiesigen Firma hat von 1937 bis 1941 insgesamt 29 000 RM. unterschlagen. Die Beweisaufnahme ergab, daß er sich zu diesem Zweck in Auftrag gegebener Rechnungsformulare bediente, die er dann ausgefüllt vorlegte, nachdem er sie mit den erforderlichen Prüfungszeichen versehen hatte. Nach Ansicht des Staatsanwalts war das vom Angeklagten ausgedachte Betrugsmanöver kaum noch an Feinheit und Raffinesse zu überbieten. Da das Gericht wegen seines absolut ausreichenden Einkommens keine mildernden Gründe berücksichtigen konnte, lautete das Urteil wegen Unterschlagung in Tateinheit mit gewinnsüchtiger Urkundenfälschung auf eine Zuchthausstrafe von zwei Jahren und auf drei Jahre Ehrverlust.

Köln, 17. Juli. **Neun Jahre Zuchthaus für einen Einbrecher.** Dem 30jährigen Peter Urmes aus Köln wurden in zweitägiger Verhandlung vor dem Sondergericht Köln sieben schwere, unter Ausnutzung der Verdunkelungsmaßnahmen verübte Einbruchsdiebstähle nachgewiesen. Der Staatsanwalt beantragte gegen den Angeklagten als Volksschädling in besonders schwerem Fall die Todesstrafe, während das Sondergericht das Vorliegen eines besonders schweren Falles verneinte und eine neunjährige Zuchthausstrafe, zehn Jahre Ehrverlust und Sicherungsverwahrung verhängte. U. hatte nach Verbüßung seiner letzten Strafe Arbeit zu einem Wochenlohn von 50 RM. gefunden, ging aber aus verbrecherischer Neigung bald wieder zu Einbruchsdiebstählen über. In den meisten Fällen stieg er durch offene Fenster ein und durchsuchte die Wohnräume und Schlafzimmer, in denen die Bewohner schliefen.

Westerburg (Westerwald), 17. Juli. **Zwei Tote bei einem Autounfall.** In der Nähe von Holzhausen (Nassau) ereignete sich ein folgenschwerer Autounfall. An einem Wagen, in dem vier Personen saßen, platzte plötzlich ein Reifen, worauf der Wagen gegen einen Straßenbaum raste. Die Insassen wurden auf die Straße geschleudert. Zwei waren auf der Stelle tot, die beiden anderen wurden schwer verletzt ins Krankenhaus eingeliefert.

Stadthagen (Schaumburg-Lippe), 17. Juli. **Schlinggewächse verursachten den Tod.** Hier ertrank der 17jährige Sohn Gerhard des Studienrats Hülsenbeck aus Stadthagen beim Baden in Willrichs Teich. Der junge H., der als tüchtiger Schwimmer bekannt ist, geriet in etwa 80 Meter Entfernung vom Ufer in Schlinggewächse und konnte sich trotz verzweifelter Anstrengungen nicht befreien. Zwei Schwimmer, die zu Hilfe eilten, mußten den Rettungsversuch aufgeben, da sie selbst in Schlinggewächse gerieten. Schließlich gelang es, auf einem Floß an den jungen H. heranzukommen und ihn nach anstrengender Arbeit zu befreien. Leider war der Tod schon eingetreten.

Hannover, 17. Juli. **Ein ehrvergessenes Mädchen.** Vor dem Sondergericht Hannover hatte sich die 23jährige, bislang unbestrafte Annelies Sch. aus einem Orte im Kreise Gifhorn wegen Verbrechens gegen die Wehrkraftschutzverordnung zu verantworten. Die von achtbaren Eltern stammende Angeklagte, die als Hausgehilfin bei einem Bauer im Kreise Uelzen beschäftigt war, hatte mit einem der auf dem Hofe arbeitenden Kriegsgefangenen ein Liebesverhältnis begonnen, das recht bald intim wurde. Das Sondergericht verurteilte sie zu zwei Jahren Zuchthaus und zwei Jahren Ehrverlust. Die Untersuchungshaft wurde ihr wegen ihres Geständnisses angerechnet.

Hamburg, 17. Juli. **Hamburger Hotel als Bürohaus.** In Hamburg wurde am 15. Juli das Hotel Esplanade in Hamburg geschlossen, um für die Phrix GmbH., dem großen deutschen Faserstoffkonzern, zu einem großen Bürohaus umgebaut zu werden.

Berlin, 17. Juli. **Mit dem Kinderwagen aus der S-Bahn gestürzt.** Ein ungewöhnlicher Unglücksfall, bei dem ein kleines Kind ums Leben kam, trug sich auf der Berliner S-Bahn-Strecke zwischen den Bahnhöfen Karlshorst und Betriebsbahnhof Rummelsburg zu. Die Ehefrau Nickisch aus Neukölln hatte ihren einjährigen Knaben Wolfgang im Kinderwagen mit in ein Abteil eines S-Bahnzuges genommen und sich dann zusammen mit einer Bekannten auf eine Bank gesetzt. Einer leider allgemein während der warmen Jahreszeit verbreiteten Unsitte folgend, hatte die Bekannte vorher die Tür des Abteils geöffnet, obwohl der Kinderwagen mit dem Kind in nächster Nähe stand. Zu allem Unglück schliefen kurz darauf beide Frauen ein. Von ihnen sowie auch vier anderen in dem Abteil befindlichen Fahrgästen unbemerkt, setzte sich plötzlich der Kinderwagen in Bewegung und stürzte durch die geöffnete Tür auf den Bahndamm hinaus. Als bei der Einfahrt in den nächsten Bahnhof der Vorfall entdeckt wurde und Bahnbeamte sofort die Strecke absuchten, fanden sie den kleinen Jungen mit einem schweren Schädelbruch neben den Gleisen liegend auf. Er starb unmittelbar nach der Einlieferung in ein Krankenhaus.

Jena, 17. Juli. **Wehrwirtschaftsführer tödlich verunglückt.** Dipl.-Ing. August Kotthaus, der Betriebsführer und Erste Geschäftsführer der Firma Carl Zeiß in Jena, ist auf der Heimfahrt von Dresden auf der Reichsautobahn bei Chemnitz durch das Aufprallen seines Wagens auf einen Lastkraftwagen tödlich verunglückt. Damit haben die Carl-Zeiß-Werke ihren Führer verloren, der es verstanden hat, die ihm anvertraute Schöpfung Ernst Abbes mit sicherer Hand durch die schweren Zeiten nach dem Weltkrieg zu führen. Kotthaus wurde am 18. November 1884 in Dörperhöre (Kreis Lennep als Sohn eines Lehrers geboren.

Chemnitz, 17. Juli. **Tödlicher Kopfsprung.** In einem Chemnitzer Schwimmbad war ein Schüler von dem drei Meter hohen Sprungturm in das Schwimmbecken gesprungen, als ihm eine 12jährige Schülerin im Kopfsprung vom Turm nachsprang. Sie stieß im Wasser mit dem im selben Augenblick auftauchenden Knaben zusammen. Obwohl Hilfe sogleich zur Stelle war, konnte das Kind vom Bademeister nur noch als Leiche geborgen werden. Die Untersuchung ergab, daß das Mädchen mit dem Kinn gegen die Stirn des auftauchenden Knaben gestoßen war und einen sofort tödlich wirkenden Bruch des Halswirbels erlitten hatte. Der Knabe erhielt bei dem Zusammenprall eine nicht unerhebliche Kopfwunde.

Kreuzburg (Oberschlesien), 17. Juli. **Bluttat eines Vierundachtzigjährigen.** In dem Orte Rosen trug sich eine schwere Bluttat zu. Der 84 Jahre alte Christian Kalinka tötete seine 69jährige Ehefrau Susanne, als diese im Hofe mit dem Füttern der Hühner beschäftigt war, durch einen Schuß. Nach der Tat verübte der alte Mann im Hause Selbstmord durch Erschießen. Der Beweggrund zu dieser unseligen Tat ist nicht bekannt.

Wien, 17. Juli. **Die gefällige Wiener Straßenbahnverwaltung.** An rund 1500 Schaffnerinnen der Wiener Städtischen Straßenbahnen sind jetzt Sommerblusen ausgegeben worden. Die Blusen sind sämtlich nach dem gleichen Schnitt gefertigt, aber in verschiedenen Farben gehalten: Beige, grau und lichtblau. Jede Schaffnerin kann sich die Farbe ihrer Dienstbluse nach ihrer eigenen Haarfarbe auswählen.

*

Kleiner Kalender für den 18. Juli

1639: Der protestantische Feldherr Bernhard von Weimar in Neuenburg am Rhein gest. (geb. 1604). — 1721: Der französische Maler Jean Antoine Watteau in Nogent-sur-Marne gest. (geb. 1684). — 1864: Die Dichterin Ricarda Huch in Braunschweig geb. — 1918: Beginn der Gegenoffensive des Generalissimus Foch. — 1925: Adolf Hitlers „Mein Kampf" erschienen. — 1937: Weihe des Hauses der Deutschen Kunst in München durch den Führer.

Harald Baumgarten — **„Polizei im Rivoli"**

Copyright by Carl Duncker Verlag. Berlin W 35, Potsdamer Platz 81d

19)

Der Atem ging Ribisch rasch. Aber er begegnete den Blicken Bertuchs klar und ruhig. „Auch wenn ich die Vorladung nicht bekommen hätte, wäre ich heute zur Polizei gegangen. Ich habe nur den Vormittag damit verbracht, noch einmal in der Requisitenkammer alles zu durchsuchen, damit ich selbst völlig sicher bin." Er zog aus seiner Brusttasche ein längliches Paket. Dann sagte er langsam: „Ich habe gestern nach der Vorstellung den Dolch gefunden, den die Lorette bei ihrem Trick benutzte." Er wickelte das Paket aus und legte ein Messer auf den Schreibtisch. Nicht weit von dem Dolch entfernt, mit dem die Trapezkünstlerin getötet worden war.

Betroffen sah Bertuch das Messer an und schwieg eine Weile. Dann sagte er: „Das ist ja genau die gleiche Waffe! Ich kann keinen Unterschied feststellen." Er griff nach dem Telephonhörer und drückte auf einen Knopf. „Hier Doktor Bertuch. Herr Kriminalrat — würden Sie bitte sofort zu mir kommen? Eine Aussage von größter Wichtigkeit."

Nachdem er den Hörer auf die Gabel gelegt hatte, schwieg er wieder.

Ribisch blieb unbewegt stehen. Bertuch starrte in tiefen Gedanken auf die Platte des Schreibtisches.

Plessows Eintritt zerstörte die Stille.

„Was gibt es, Herr Landgerichtsrat? Ach — Herr Ribisch." Sein Blick fiel auf die beiden Messer, die nebeneinander lagen. Er stutzte: „Nanu?"

„Herr Ribisch hat mir die zweite Waffe eben gebracht, Herr Kriminalrat. Er behauptet, daß dies der Dolch sei, den die Lorette benutzte."

Aufs höchste gespannt, beugte sich Plessow über die Waffen. „Sie gleichen sich, wie es scheint, völlig. Woher wissen Sie, Herr Ribisch, daß diese zweite Waffe der Dolch war, mit dem die Lorette arbeitete — und wie kommen Sie zu ihr?"

„Ich fand den Dolch gestern in der Requisitenkammer. Durch das schreckliche Ereignis bin ich erst gestern dazu gekommen, alles einzuräumen."

„Und Sie kennen die Waffe genau?"

„Ja, ganz genau. Auf dem Holzgriff ist — wie Sie sehen können — ein kleines „L" eingeschnitzt. Ich habe den Dolch oft genug in der Hand gehabt. Ich irre mich nicht."

Plessow nahm den Dolch und hielt ihn an der Schneide hoch. „Es stimmt." Seine Stimme wurde eindringlich. „Warum haben Sie mir bei Ihrer ersten Aussage im Varieté nicht sofort gesagt, daß der Dolch, den die Lorette benutzte, sich unter Ihren Requisiten befinden müsse?"

„Ich wußte es nicht. Die Lorette war nach ihrer schwierigen Arbeit immer sehr nervös. Manchmal warf sie den Dolch nach Beendigung ihrer Nummer auf den Requisitentisch, ebenso oft vergaß sie es und nahm ihn mit."

„Packen Sie jedesmal die Requisiten ein, wenn ein Gastspiel zu Ende ist?"

„Ja — das tue ich."

„Die Truppe gastierte zuletzt in Bremen?"

„Ja. Wir waren aber nur zehn Tage dort, da der Monat in drei Programme geteilt wird."

„Sie haben also in Bremen nach Schluß der letzten Vorstellung die Requisiten eingepackt?"

„Ja!"

„Dann muß es Ihnen doch aufgefallen sein, wenn der Dolch der Lorette fehlte. Haben Sie den Dolch in Bremen eingepackt?"

„Nein, Herr Kriminalrat. Ich erinnere mich ganz genau, daß der Dolch fehlte. Deswegen war ich ja auch überzeugt davon, daß es der Dolch der Lorette gewesen sei, mit dem die Tat geschah. Denn ich mußte doch annehmen, daß die Lorette ihn mit nach Hause genommen hatte. In Bremen suchte ich den Dolch nach Schluß der letzten Vorstellung. Aber er lag nicht auf dem Requisitentisch, auch nicht in der Garderobe der Lorette; sie war bereits nach Hause gegangen."

„Und gestern fanden Sie ihn. Wo, Herr Ribisch?"

„Er lag im Artistengepäck der Lorette."

„Was für ein Artistengepäck?"

„Es ist der Koffer, in dem ihr Trapez aufbewahrt wurde."

„Der Koffer war verschlossen?"

„Ja, ich habe ihn selbst in Bremen abgeschlossen."

„Warum haben Sie ihn gestern abend erst geöffnet?"

„Das Trapez wurde doch nicht mehr gebraucht, Herr Kriminalrat. Die Lorette sollte doch selbstverständlich als letzte Nummer probieren. Wir sind nicht mehr zum Auspacken gekommen." Seine Stimme klang ergriffen. „Gestern, als ich nun alles aufräumte und den Koffer stehen sah, habe ich nun alles noch einmal aufgeschlossen. Wie so oft." Er senkte den Kopf und machte eine Pause. „Und — da sah ich ihn gleich — den Dolch."

„Und Sie können sich ganz genau erinnern, daß Sie ihn in Bremen nicht hineingelegt haben?"

„Das kann ich beschwören. Das ist doch eben das Seltsame! Als ich den Koffer in Bremen abschloß, war der Dolch nicht darin."

„Wer besaß außer Ihnen noch einen Schlüssel zu dem Koffer?"

„Die Lorette!"

Plessow und Bertuch sahen sich an. Dann fuhr der Kriminalist fort: „Sie sagten, daß das Gastspiel in Bremen nur zehn Tage gedauert hat. Sie hatten also alle nur ein paar freie Tage."

„Ja, Herr Kriminalrat."

„Wissen Sie, wo die Lorette diese freien Tage verbracht hat?"

Ribisch schluckte ein paarmal, als wolle er nicht recht mit der Sprache heraus. „Es sprachen alle darüber, daß sie mit Ziska nach Berlin gefahren sei."

„Einen Augenblick!" unterbrach Doktor Bertuch. Er blätterte in den Akten. Nein — das hatte der Ziska nicht ausgesagt. Diese Frage mußte er im weiteren Verhör noch klären.

Plessow ging sinnend hin und her. Dann hob er den Kopf. „Sie haben den Dolch in Bremen bestimmt nicht in den Koffer gepackt, Herr Ribisch?"

„Bestimmt nicht, Herr Kriminalrat."

Fiel Ihnen am Koffer etwas Besonderes auf, als Sie ihn nun öffneten?"

„Nein, der Koffer war völlig unbeschädigt. Mein Schlüssel schloß genau so auf wie immer."

„Sie meinen also, daß der Koffer in der Zwischenzeit nur mit einem passenden Schlüssel geöffnet worden sein kann?"

„Ja. Das Schloß war ganz bestimmt in Ordnung."

„Ich werde es mir nachher ansehen. Haben Sie die zweite Waffe — die Mordwaffe — bei der Lorette gesehen?"

„Bei den Vorstellungen hat die Lorette immer nur diesen einen Dolch — mit dem eingeschnitzten L — benutzt."

„Nach Ihrer Aussage muß also jemand, der einen Nachschlüssel besaß, den Dolch entweder in Bremen oder hier in den Koffer hineingelegt haben," sagte Bertuch.

„In Bremen nicht, Herr Landgerichtsrat. Da habe ich das Aufladen der Koffer selbst überwacht."

„Und wann kamen die Koffer hier an?"

„Sie wurden gegen Mittag des letzten Vorstellungstages des alten Programms ausgeladen. Ich selbst war im Rivoli."

„Wohin wurden sie dann gebracht?"

„Da die Requisitenkammer noch besetzt war, wurden die Koffer im Bühnenhaus abgestellt."

„War die Lorette an diesem Nachmittag im Varieté?"

„Nein, dann hätte ich sie doch gesehen."

Bertuch lehnte sich etwas nach vorn. „Haben Sie Herrn Ziska im Varieté gesehen?"

„Nachmittags war keiner von den Artisten da."

Plessow nickte Bertuch zu.

„Ich danke, Herr Ribisch. Warten Sie, bitte, draußen. Herr Kriminalrat wird Sie begleiten."

Ribisch verbeugte sich sichtlich erleichtert und ging hinaus.

Bertuch reichte Plessow sein Zigarettenetui. Eine kleine Weile rauchten sie, ohne zu sprechen.

„Das Alibi des Ziska," begann Doktor Bertuch nachdenklich.

„. . . ist völlig einwandfrei", fiel Plessow ein. „Denn sowohl das Büfettfräulein als auch der Pächter des Erfrischungsraumes sind bereit, zu beeiden, daß Ziska von etwa neun Uhr bis zum Eintreffen der Nachricht, daß die Lorette ermordet worden sei, in dem Wintergarten des Erfrischungsraumes gesessen hat."

„Ja — wie erklären Sie sich dann die Erzählung Ribischs, Herr Kriminalrat?"

„Das Wahrscheinlichste ist, daß sich Ribisch getäuscht hat, wenn er meint, er habe das Messer in Bremen nicht eingepackt."

(Fortsetzung folgt.)

Es war einmal

Ein kleines Märchen aus unseren Tagen

Es war einmal ein schmucker Obergefreiter, der hieß Herbert Lenz und stand unschlüssig am Stadtbrunnen und überlegte:

„Da steh ich nun in meiner 1,72-Meter-Größe, ein schönes Exemplar der alten Schwabenfamilie der Lenzen, bin jung, in stadtfeiner Uniform, trage das Sturmabzeichen und das schwarzweißrote Bändchen im Knopfloch. Und dennoch ist es kläglich, was ich mir heute wieder von den Kameraden anhören mußte mit meinen ganzen 26 Jahren auf dem Buckel! ‚Lenz', sagten sie zum hundertstenmal, ‚ein Briefheld warst du draußen nie, trotzdem die leckersten Päckchen von Mädels daheim zu dir kamen. Aber daß du sogar im Urlaub „ohne" herumsimpelst, das grenzt an Wüstenheiligen!"

Dabei war doch das Wirtschaftsamt an allem schuld! Warum geben die wahrhaftig einem Mädel noch einen Fahrradmantel? Ausgerechnet natürlich dem Mädel, in das er sich nun mal verguckt hatte. Jeden Nachmittag, wenn er aus dem Lazarett trat, — er wollte sich dort nur eine Schramme aufbügeln lassen, wie er behauptete, — kurz vor dem Stadtbrunnen, kam sie jedesmal hoch zu Stahlroß die Straße heruntergefahren, in einem Tempo, das gerade so war, daß man nicht nachrennen konnte, ohne schnaufen zu müssen wie eine alte Lokomotive.

Oh, — was hatte er sich schon alles in diesen drei Wartetagen vorgenommen: Glasscherben streuen, vor das Rad hinlaufen, nachrufen: Fräulein, Sie haben was verloren . . ., aber er hatte diese Gedanken dann doch als teils verbrecherisch, teils blöde von sich gejagt. Heute mußte etwas geschehen, denn schon gestern hatte sie ihm freundlich seinen Gruß abgenommen, und man muß das Eisen schmieden, solange es glüht, nicht wahr?

Mit diesen Gedanken schlug es zwei Uhr und da bog es wirklich um die Straßenecke: blond, rank, sonnenbraun und lachend.

„Hilf mir, Soldatenglück!" raunte Herbert, nahm Haltung zum Gruß und — da flitzte sie schon vorbei, ihm freundlich zulächelnd. Schon wollte er einen echten deutschen „Segenswunsch" tun, daß nun wieder eine Schlacht verloren sei, da geschah es. In zierlichem Schwung sprang plötzlich ein Mädchenschuh, einer von den netten, ausgeschnittenen Dingern, von einem Pedal und machte sich auf den Weg zu dem blitzschnell heranpeilenden Soldaten. Die liebe Hilde sah ein, daß sie dem Ausreißer nach mußte.

„Na", lachte sie, „das geht ja zu wie im Märchen vom Aschenbrödel" und der Obergefreite war plötzlich genau so überlegen wie bei dem Sturmangriff auf den französischen Bunker, wo er sich das Eiserne holte.

„Das muß sich ja feststellen lassen," erwiderte er, indem er sich niederbeugte und den Schuh genau eben ihren Fuß stellte, „wenn der Schuh dir wirklich paßt, bist du die richtige Braut."

„Wie ein Prinz sehen Sie ja nicht gerade aus", meinte Hilde und wurde sehr rot, aber Herbert half über die Verlegenheitspause, indem er entgegnete: „Sag nur ruhig du zu mir, im Märchen vom Aschenbrödel sagen alle Leute du zueinander, ich heiße übrigens Herbert . . . Herbert Lenz."

„Was auch für Dinge geschehen", nahm Hilde das Gespräch auf. „Und an dem verlorenen Schuh ist natürlich nur das Wirtschaftsamt schuld. Ich mußte die alten Schleppkähne anziehen, weil mein neuer Bezugschein 2 noch nicht da ist."

„Aus strategischen Gründen möchte ich widersprechen. Erstens sind die alten Schleppkähne keine alten Schleppkähne, und zweitens habe ich meine Meinung über das Wirtschaftsamt wesentlich geändert. Ich finde es die patenteite Einrichtung dieser Zeit." Er holte aus und erzählte vom Fahrradmantel, und derweilen setzten sie sich in Trab und gingen ein groß Stück Weges miteinander weiter, gerade in die volle Sommerpracht hinein.

Als sie sich verabschiedeten, machten sie einen schönen Sonntagsausflug miteinander aus. Und darauf konnte sich keines von ihnen beiden mehr freuen, wie weiland im Kindermärchen vom Aschenbrödel der stolze Prinz und seine liebe Braut.

M. L. Maier-Tillessen.

*

Der Blinddarm – einmal links

Kürzlich gab es in einem Krankenhaus in Philipsburg (Pennsylvanien) einige Aufregungen. Eingeliefert wurde ein 15jähriger Patient namens Rudolf Gogollas. Die hausärztliche Diagnose lautete: Schwere Blinddarmentzündung. Operation sofort erforderlich. Als der Arzt vom Dienst im Krankenhaus diesen Bericht des behandelnden Arztes sah, ordnete er die sofortige Ueberführung des Knaben in den Operationssaal an, wo die Vorbereitungen für die Blinddarmoperation in Gang kamen. Nun ist ja an sich die Blinddarmoperation beim heutigen Stand der Medizin ein verhältnismäßig leichter Eingriff, der fast immer so glatt zu gehen pflegt, wie das Zahnziehen. — wenn man rechtzeitig zum Arzt geht. Im Falle des 15jährigen Rudolf aber sollte es doch eine beträchtliche Ueberraschung geben. Als der Chirurg eben das Messer zur Blinddarmoperation an der normalen Stelle dafür, nämlich auf der rechten Seite der Bauchhöhle, ansetzen wollte, fiel ihm auf, daß auf der linken Seite eine Geschwulst war. Eine nun vorgenommene gründliche Untersuchung brachte zutage, daß bei Rudolf einige Dinge etwas anders lagen als bei anderen Menschen. Er gehörte zu den seltenen Menschen — man rechnet einen auf 500 000 —, die das Herz und den Magen auf der rechten Seite, den Blinddarm und die Leber auf der linken Seite haben. Der Hausarzt hatte in der Eile der Ueberweisung vergessen, auf diese Besonderheit aufmerksam zu machen. Aber es war ja noch rechtzeitig bemerkt worden, und so konnte das Messer des Chirurgen den Jüngling Rudolf von einer seiner Abnormitäten alsbald befreien.

Du und dein Arzt

Vertrauen ist Grundlage jeder sinnvollen Gesundheitsbetreuung

Mancher von uns wird sich noch an die Zeit um 1900 erinnern. Da wurde wenn einer krank war in der Familie, der Hausarzt gerufen. Er kannte seit langem die ganze Familie, er wußte, was die einzelnen früher durchgemacht hatten, und wenn er nicht gleich im Bilde war, um was es sich denn jetzt wieder handele, so versuchte er es mit Hilfe der Krankengeschichte des Patienten und der anderen Familienmitglieder zu erschließen. Er brachte den Kindern etwas für ihre Sammlungen mit und er sah wohl auch manchmal herein, wenn kein ausgesprochener Krankheitsfall vorlag. Wir sahen ihn in seinem Einspänner oder, wenn es ein ganz berühmter war, in seinem Zweispänner ankommen und abfahren, den Zylinder auf dem Kopfe und die Glacéhandschuhe in der Hand.

Das war der Mann, der das Vertrauen der Familie besaß, dem man auch manches persönliche Anliegen vortrug, das nichts mit der Krankheit zu tun hatte. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, diesen Mann „auszunützen", ihn zu bedrängen, öfter als nötig zu kommen, ihn, wenn es nicht ganz dringend war, nachts aus dem Bett zu holen. Man kannte ihn ja persönlich, seine Lebensgewohnheiten und seine Tageseinteilung. Wenn er verreist war oder gar, wenn er starb, war man sehr traurig; denn zu seinem „Vertreter" zu gehen, das kostete Ueberwindung; man wurde nur schwer warm mit ihm.

Dieser geradezu idyllische Zustand ist seit langem verschwunden. Die Gründe dafür sind leicht zu erkennen. Mit dem Anwachsen der Städte ballten sich immer mehr Menschenmassen auf engem Raum zusammen. Die Zahl der Aerzte konnte fast nie mit diesem Anwachsen Schritt halten. So bekam der einzelne Arzt vielmehr zu tun als ehedem. Er mußte in den Mietskasernen treppauf-treppab laufen; er ging an den Türschildern von Hunderten, die er nicht kannte, vorbei, stürzte zu seinem „Fall" hinein und versorgte ihn, so gut es eben ging.

Ein zweiter Grund kam hinzu. Die Sozialgesetzgebung, die sich als dringend notwendig erwies, brachte die Krankenversicherung mit sich. Die Krankenkasse übernahm die Verpflichtung, daß jeder Kranke ärztlich versorgt würde. Die vielumstrittene „freie Arztwahl" setzte sich im wesentlichen durch. Man konnte also mit seinem Schein zu jedem Kassenarzt gehen. Man ging zu dem, der am nächsten wohnte oder der einem empfohlen wurde. Ein besonderes Vertrauensverhältnis bildete sich selten heraus. Das nächste Mal ging man zu einem anderen. Vielleicht war der früher besuchte Arzt verzogen oder man selbst zog in eine ganz andere Gegend. So betrachtete man den Arzt wie einen Kaufmann, bei dem man gegen eine bestimmte Gebühr oder gegen einen Krankenschein eine bestimmte Leistung, einer Ware gleich, bezog. Und es ist kaum ein Wunder, daß auch mancher Arzt solchem kaufmännischen Denken zuneigte und ganz froh war, daß das frühere Ideal des Hausarztes, dem man im persönlichen Vertrauen verbunden war, in die Brüche ging.

Dies alles gilt für die Städte. Auf dem Lande vollzog sich die ganze Umschichtung nicht so rasch, ja oft blieb es bei dem alten Ideal. Wir können heute noch erleben, wie ein Landarzt der Vertrauensmann seines Gebietes ist, wie er mit Freude und Spannung erwartet wird, wenn er mit seinem Wagen kommt; dann geht die Kunde von Mund zu Mund, und er wird schnell noch hierhin oder dahin „weitergeschickt".

Wir möchten sicher alle, daß das vertrauensvolle Verhältnis zum Arzt heute wieder hergestellt wird. Und es ist gewiß, daß auch die meisten Aerzte es im Innersten wünschen. Das Arbeiten wird dann viel schöner und angenehmer und darum auch erfolgreicher. Es sind auch schon deutliche Ansätze spürbar, daß das frühere Ideal, wenn auch in neuer zeitgemäßer Form, wieder aufersteht. Es gibt wieder mehr Familien, die in ihrem Hausarzte ihren Freund und Berater sehen. Sie gehen nicht nur beim Ausbruch einer Krankheit zu ihm, sondern auch dann, wenn sie einen Verdacht haben, es könnte sich ein Leiden entwickeln. Der Arzt wird so nicht zu der vorübergehenden und im Grunde lästigen Erscheinung in kranken Tagen, sondern zum Gesundheitsführer, der möglichst vorbeugend die Gefahren erkennt, die dem einzelnen drohen, und der sie abzuwenden sucht. Er muß dafür natürlich gut geschult sein, er muß wissen, wann es Zeit ist, den Kranken oder auch noch nicht Kranken aber von Krankheit Bedrohten in eine Klinik zur genauen Untersuchung oder zu einem Facharzt zu überweisen. Hier ist es nun freilich schwer, gleich ein neues Vertrauensverhältnis zu gewinnen, aber es gibt genug der Beweise, daß auch der Facharzt zum Freund und Berater werden kann.

Vertrauen gegen Vertrauen! Das gilt hier wie sonst im Leben. Auch der Arzt muß zu seinem Patienten, ja zu der ganzen von ihm betreuten Familie Vertrauen haben. Er soll gewiß sein, daß man auch auf ihn Rücksicht nimmt. Denn er hat natürlich mehr zu tun als sein patriarchalischer Vorgänger von vor 50 Jahren. Man wird ihn nicht wegen eines Zahnwehs, gegen das man man hätte längst was unternehmen sollen, nachts aus dem Bett trommeln. Man wird nicht heimlich zum Kurpfuscher gehen und mißtrauisch denken: hilft der Arzt nicht, dann hilft vielleicht der Kurpfuscher. Ja man wird ohne vorherige vertrauensvolle Beratung auch nicht zu einem anderen Arzt oder zu einem anerkannten Heilpraktiker gehen. Man soll und darf heute vom Arzt verlangen, daß er Verständnis hat für eine innere Unruhe, aus der heraus man noch einen zweiten ärztlichen Berater heranziehen möchte. Nur soll sich das alles nicht in einer Atmosphäre des Mißtrauens und der kalten Berechnung abspielen, sondern in einer Atmosphäre des Vertrauens, der Geduld und des Verständnisses. Denn es handelt sich ja um das Leben, um dieses höchste unwiederbringliche Gut, das wir und alle Aerzte nicht nur um des einzelnen willen erhalten wollen, sondern um unseres Volkes willen, das heute mehr denn je gesund und kräftig sein soll.

Dr. Hartmann.

Beinahe ein ganzes Dorf vergiftet

Daß um eine zu erwartende Erbschaft manche Verbrechen begangen werden, ist gerade keine Seltenheit, daß aber eine Erbtante ihre Erbberechtigten Neffen zu vergiften sucht, um das Geld nicht in ihre Hände fallen zu lassen, dürfte auf dem Gebiete der Kriminalogie ein Novum darstellen. Der Vorfall trug sich in Fouke (Arkansas) zu. Eine alte, reiche Dame, Besitzerin eines großen Holzgeschäftes, bildete sich ein, daß ihr Leben von ihren Neffen bedroht sei, weil diese nicht warten wollten, bis sie das Zeitliche segnen werde. Sie hegte den Verdacht, daß man sie gewaltsam ums Leben bringen wolle. Sie beschloß daraufhin, ihren Neffen zuvorzukommen, und so warf sie in ihrem Wahn ein konzentriertes Gift in den kleinen öffentlichen Ziehbrunnen des Dorfes. Am nächsten Morgen tranken nun allerdings ihre Neffen von dem Wasser, aber mit ihnen auch rund 200 Personen des Dorfes. Sämtliche erkrankten schwer, konnten jedoch durch das rasche Eingreifen der Aerzte außer Lebensgefahr gebracht werden. Die „Brunnenvergifterin" wird sich demnächst wegen 200fachen Mordversuchs vor Gericht verantworten müssen.

Einschreibebrief 41 Jahre unterwegs

Mit einigermaßen verblüffter Miene nahm kürzlich ein Mailänder Bürger vom Postboten einen Einschreibebrief entgegen, der vor nicht weniger als 41 Jahren aufgegeben worden war: eine immerhin etwas lange Laufzeit, vor allem, wenn man erfährt, daß die Sendung nicht aus irgeneiner weltabgeschiedenen Insel in fernen Meeren oder aus dem Lande der Antipoden stammte, sondern aus Trient, das im Zeitpunkt der Aufgabe des Briefes allerdings noch, von Italien ausgesehen, zum Auslande gehört hatte. Der sonderbare Brief, der mit fünf Briefmarken zu 10 Heller mit dem Bilde des Kaisers Franz Joseph von Oesterreich freigemacht war und den Aufgabezettel „R Trient Nr, 737" trug, war am 13. Mai 1900 beim Postamt in Trient abgegeben worden, wie aus dem Poststempel einwandfrei hervorgeht. Ein weiterer Poststempel läßt erkennen, daß er am 14. Mai 1900 die damalige italienische Grenze überschritten haben muß; wo er dann aber in der Zwischenzeit verborgen geblieben war, ist rätselhaft. Der Vermerk „Von der Zensur geprüft" und der Eingangspoststempel aus Mailand vom 22. April 1941 zeigen lediglich den Zeitpunkt seines Wiedererscheinens in der Wirklichkeit unserer Tage an. Der Inhalt des Briefes dürfte inzwischen überholt sein, aber als Kuriosum wegen des zeitlichen Abstandes seiner Poststempel, der gewiß noch niemals übertroffen worden ist, stellt er ein einmaliges Dokument da.

Selbstmord aus Angst vor der Prüfung

In Smichov hat ein Schüler des tschechischen Reformrealgymnasiums Selbstmord begangen, indem er aus dem dritten Stock des Anstaltsgebäudes auf die Straße sprang. Die Angst, bei der Prüfung durchzufallen, trieb ihn zu der Tat. In einem unbewachten Augenblick öffnete er das Fenster und sprang hinaus.

*

Anekdoten

Wilhelm Kempff gab ein Konzert im Berliner Beethovensaal. Nachher wurde er von einer begeisterten Dame überfallen:

„Meister, nein, wie Sie spielen! Wie machen Sie das nur?! Das muß doch sehr schwer sein!"

„Durchaus nicht," lehnte Kempff ab. „Es kommt nur darauf an, die richtige Taste im richtigen Augenblick niederzudrücken! Das ist alles!"

*

Als Hinrichs großes Erfolgsstück „Iolanthe" in Berlin monatelang aufgeführt worden war, mußte die „Hauptdarstellerin", das Schwein Iolanthe, wegen zunehmender Fettleibigkeit geschlachtet werden. Das veranlaßte Eugen Rex, den Darsteller des Krischan, zu der tiefsinnigen Bemerkung:

„Ja, ja, da sieht man es wieder einmal: Die Nachwelt flicht den Mimen keine Kränze!"

Die Ueberraschung

Heitere Geschichte von Stry zu Eulenburg

Christian hatte einen freien Tag. Christian war erst seit einigen Monaten verheiratet.

„Und warum willst du diesen freien Tag nicht benutzen, mit mir zu meiner Mutter zu fahren? Du weißt, ich muß auf jeden Fall einmal hin und nachsehen, wie es Mutter geht", schmollte Ellen, Christians junge Frau.

„Ich fühle mich nicht ganz wohl, Ellen. Außerdem habe ich für diesen Tag schon etwas — —" Christian vollendete den Satz nicht, blickte seine Frau prüfend an, als befürchtete er, schon zu viel gesagt zu haben.

„Du hast schon etwas vor?" fragte Ellen, einen Augenblick erstaunt, überwand dann aber rasch jedes Mißtrauen. „Gut, Christian. Aber du holst mich dafür bestimmt von der Bahn ab. Am Abend um zehn Uhr werde ich zurückkommen." Und sie umarmten sich, als gelte es für ein Jahr und nicht für einen einzigen Tag voneinander Abschied zu nehmen.

Kaum war Ellen aus dem Haus, traf Christian alle Vorbereitungen für sein Vorhaben. Auf einem sorglich gehüteten Versteck in der Gerätekammer holte er einen Topf braune Farbe und einen Pinsel. Christian war der rührendste, der zärtlich besorgteste Ehegatte, den man sich vorstellen kann und bemüht, wie es so schön heißt, seiner Frau jeden Wunsch von den Augen abzulesen. Einer dieser Wünsche betraf den Fußboden des Wohnzimmers, dessen Farbbelag an einigen Stellen schon schadhaft war. Zwar hatte Ellen noch kein Wort von „neu streichen" gesagt, aber ihr Blick war immer ein wenig unglücklich, wenn er diesen Schönheitsfehler in der sonst blitzsauberen Wohnung traf. Und deshalb hatte Christian sich entschlossen, nicht nur Geld, sondern auch seinen freien Tag zu opfern, um Ellen, wenn sie zurückkam, mit dem frisch gestrichenen Fußboden zu überrachen. Ja, so verliebt war er!

Gerade als er mit dem Streichen beginnen wollte, kam Frau Seeger aus der Nebenwohnung, um sich Salz auszuleihen. Christian gab Frau Seeger Salz. Gleich darauf kam Irmgard, Ellens Freundin. Christian mußte ihr eine volle halbe Stunde seiner kostbaren Zeit opfern, bis sie wieder ging.

„Nein, so geht es auf keinen Fall weiter!" dachte Christian. „Ich muß mir in erster Linie Ruhe verschaffen, dafür sorgen, daß ich ungestört arbeiten kann!" — Und kurz entschlossen verriegelte er die Tür des Wohnzimmers, sperrte sich selbst ein. Ging dann mit Feuereifer ans Werk. Nicht nur mit Eifer, sondern auch mit größter Sorgfalt. Denn Christian war ein Mann, der, wenn er schon einmal etwas wollte, es in jedem Fall dann auch wirklich gründlich ausführte. Zwar hatte er in seinem Leben noch niemals einen Fußboden gestrichen, aber was ihm dadurch an Erfahrung fehlte, glich er durch restlose Hingabe aus. Wohl noch niemals hatte ein Mann einen Fußboden mit so viel Ernst und zärtlicher Liebe gestrichen, wie Christian nun den Pinsel führte.

Es war erst sieben Uhr am Abend, als Ellen von ihrer Reise zurückkam. Sie hatte ihre Mutter wohlauf gefunden und deshalb einen früheren Zug zur Rückfahrt genommen. Um ganz ehrlich zu sein: Ein wenig Sehnsucht nach Christian hatte ebenfalls bei dieser Entscheidung mitgespielt. Ellens Herz pochte deshalb laut in der Wiedersehensvorfreude, als sie die Türklinke zum Wohnzimmer niederdrückte.

Die Tür gab nicht nach. Christian war also nicht zu Hause. Enttäuscht stellte Ellen dies fest. Zog dann ihre Schlüssel, um aufzuschließen, die Tür blieb verschlossen.

Ellen stand vor einem Rätsel. Bis sie plötzlich Christians Stimme vernahm.

„Wer ist draußen? — „Ich, deine Ellen. Mach doch auf, Christian!"

Christian antwortet nicht. Ellen horchte vergebens: nicht das leiseste Geräusch kam aus dem Zimmer. Immer geheimnisvoller wurde für Ellen die Sache. Warum nur hatte Christian sich eingesperrt? —

„Warum öffnest du denn nicht, Christian?" rief Ellen bittend, ein wenig verzweifelt.

„Ich kann doch nicht, Ellen!" antwortete Christian klagend. „Ich habe ein Geheimnis, und jetzt kann ich mir nicht mehr helfen."

„Ein Geheimnis?" erschrak Ellen. Und zugleich fielen ihr Christians Worte ein: „Ich habe für heute schon etwas vor." Furchtbare Gedanken erwachten in Ellen. War Christian am Ende gar nicht allein im verschlossenen Zimmer? Hatte eine andere, eine fremde Frau — —? Nein, sie wagte es nicht, das Schlimmste zu denken. In jäher Aufwallung trommelte sie mit ihren kleinen Fäusten heftig gegen die Tür.

„Oeffnen! Auf der Stelle, Christian. Ich habe ein Recht darauf, ich will und ich muß volle Klarheit haben!"

„Ich bitte dich, ich flehe dich an, Ellen; es geht wirklich nicht!" stöhnte Christian.

„Gut!" erwiderte Ellen plötzlich ganz ruhig. „Dann werde ich gehen, hörst du! Ich fahre wieder zu meiner Mutter zurück."

„Ellen! Ellen!" schrie Christian. „Bleib' da, um Himmels willen. Ich will dir ja alles erklären. Oder besser, bücke dich ein wenig, schau durchs Schlüsselloch zu mir herein, dann wirst du alles verstehen, alles, meine Liebe!"

Und Ellen bückte sich. Ein wenig überrascht, daß sie nicht selbst auf den Gedanken gekommen war, durch das Schlüsselloch zu schauen.

Und dann wußte sie nicht, sollte sie erstaunt nur den Kopf schütteln oder hell auflachen über das seltsame Bild, das sich ihrem spähenden Blick bot: in der äußersten Ecke des Zimmers, wie ein Gefangener auf engstem Raum mit hochgezogenen Knien zusammengekauert, hockte Christian, während vor ihm der ganze Fußboden ein einziger, beinahe festlich strahlender, frischer brauner Farbfleck war.

„Du hast den Boden gestrichen!"

„Ja!" nickte Christian erschöpft. „Ich wollte dich damit überraschen und habe in meinem Eifer bei der Tür zu streichen angefangen, anstatt da, wo ich jetzt sitze! Und nun kann ich mich keinen einzigen Schritt mehr bewegen, ohne meine ganze mühevolle Arbeit wieder zu zerstören!"

Ellen aber lachte — lachte so aus Herzensgrund, bis Christian nicht widerstehen konnte und mit einstimmte. Nach einer ganzen Weile stampfte er dann mit großen Schritten zur Tür — die Spuren, ach ja, die würde er am folgenden Tag schon überstreichen! — riegelte auf und schloß Ellen in die Arme.

(Fortsetzung folgt.)

Aus der Heimat

Büren, Freitag, den 18. Juli 1941

Herzlich willkommen . . .

Wer es bisher gewohnt war und es heute noch irgend kann, wird auch im Kriege nicht darauf verzichten wollen, liebe Verwandte oder Freunde in den Ferien bei sich aufzunehmen. Nur bringen es die vermehrten Pflichten, die heute auf jedem lasten, mit sich, daß der Logierbesuch weniger Ansprüche als je stellt. Dies gilt nicht nur, wie ganz selbstverständlich, für die Beköstigung, sondern auch für die Mühe, die der Gast seinem Gastgeber verursacht. Kommen Landbewohner in die Stadt, so hat sie der Städter früher gern herumgeführt und sie mit den Schönheiten und Sehenswürdigkeiten seines Wohnortes bekanntgemacht. Heute mangelt es einfach an Zeit dazu. Der Gast wird sich selbst vorstellen können, daß sich der Gastgeber nicht allzu viel um ihn kümmern kann. Und so sollte auch der Gastgeber sich den Mut fassen und bei seiner Einladung ruhig schreiben: „Ihr seid uns herzlich willkommen wie jedes Jahr, aber tagsüber müßt Ihr Euch auf eigene Faust unterhalten, wir können dann immer noch abends und des Sonntags gemütlich beisammen sein!" Diese Lösung ist immer besser als eine einfache Absage.

Und umgekehrt ist es heute geradezu Pflicht, daß der Besuch aus der Stadt dem Bauern hilft. Es gibt heute wohl auch nur noch wenig Frauen, die im Liegestuhl faulenzen möchten, wenn ihre Gastgeberin sich abrackert. Auch wenn die Stadtfrau sich ihre Ferien redlich verdient hat, so wird es ihrer Erholung keinen Abbruch tun, wenn sie ein wenig im Haushalt mit anpackt oder leichte Gartenarbeit verrichtet, beim Ernten und Einkochen mithilft. Auch der Mann kann seinem Gastgeber auf dem Lande bei der Arbeit helfen, und in den meisten Fällen ist gerade diese körperliche Bewegung gleichbedeutend mit seiner Entspannung und Auffrischung. Natürlich wird die Stadtfrau des Morgens ihr Zimmer rasch säubern und in Ordnung bringen, denn auf keinen Fall darf heute die Frau auf dem Lande durch den Besuch aus der Stadt vermehrte Mühe haben.

*

Ferien! Dieses Zauberwort der Jugend hat jetzt nach Schließung der Schulpforten wieder seinen guten Klang. Hinaus gehts in diese Tage der Entspannung und der Erholung, die unsere Jugend recht zu werten und zu nutzen weiß. Wir denken an die vielseitigen Arten des Ferieneinsatzes, durch den die Jugend auch in den Wochen der Freizeit dem Volksganzen dienlich ist, bis dann die Schule wieder ruft zu neuer Pflicht.

Kartoffelkäfer-Suchaktion. Heute (Freitag) wird wieder der Kartoffelkäfer-Suchdienst durchgeführt. Dazu treten die Pimpfe der Gruppen Brasse, Montag, Olfermann, Kotscha, H. Happe und P. Erhardt heute 13.45 Uhr an der Mädchenschule an. Bei schlechtem Wetter wird am nächstfolgenden guten Tage gesucht.

Viehmarkt am 25. Juli. Der nächste Rindvieh-, Schweine-, Schaf- und Hammelmarkt findet am Freitag, dem 25. Juli, auf dem hiesigen Schützenplatz statt. Nähere Bekanntmachung erfolgt noch.

Einkaufszeiten für werktätige Frauen. Das Frauenamt der DAF. hat sich veranlaßt gesehen, die nicht berufstätigen Hausfrauen erneut darauf hinzuweisen, daß sie ihre Einkäufe am Vormittag oder in den frühen Nachmittagsstunden erledigen, damit am Spätnachmittag die werktätigen Hausfrauen genügend Einkaufsmöglichkeiten haben. Es soll angestrebt werden, daß in der Zeit von 18 bis 19 Uhr nur werktätige Frauen einkaufen und daß auch an den Sonnabendnachmittagen die nicht außerhäuslich tätigen Frauen nur die dringenden Einkäufe erledigen und nichtverderbliche Lebensmittel, wie z. B. Nährmittel usw., an anderen Wochentagen einkaufen.

Die neuen Postwertzeichen mit dem Kopfbild des Führers, die — wie kürzlich mitgeteilt wurde — vom 1. August ab ausgegeben werden, werden im gesamten Großdeutschen Machtbereich gültig sein, demnach auch im Elsaß, in Lothringen und in Luxemburg. Marken mit Ueberdruck werden für Elsaß, Lothringen und Luxemburg dann nicht mehr hergestellt.

Auch dieses Jahr Sonderurlaub zum Ernteeinsatz. Wie ein Erlaß des Reichsministers besagt, kann auch in diesem Jahre Beamten, Angestellten und Arbeitern des öffentlichen Dienstes auf Antrag ein Sonderurlaub bis zu zwei Wochen unter Fortgewährung der Bezüge zur Hilfeleistung bei der Einbringung der Ernte gewährt werden. Der Urlaub wird auf den Erholungsurlaub nicht angerechnet. Voraussetzung ist, daß die Arbeits- und Personalverhältnisse eine Gewährung des Urlaubs gestatten.

Möglichst halbe Briefbogen. Der Reichsinnenminister macht es allen Dienststellen zur besonderen Pflicht, den Papierverbrauch im Schriftverkehr auf das unerläßlich notwendige Maß zu beschränken. Im gesamten Schriftverkehr sollen nur holzhaltige Papiere verwendet werden. Die Verwendung holzfreier Papiere ist möglichst nur auf Urkunden und sonstige länger aufzubewahrende Schriftstücke zu beschränken. Der gesamte Schriftverkehr hat sich, soweit irgend möglich, halber Briefbogen (Format Din A 5) zu bedienen, besonders gilt dies auch für die Verwendung von Vordrucken. Ferner sind sämtliche Schriftstücke grundsätzlich auch auf der Rückseite zu beschreiben. Diese Regelung ist auch bei Rundschreiben zu beachten. Auf die genaueste Beachtung dieser Anordnung wird größter Wert gelegt; sie ist allen in Frage kommenden Sachbearbeitern und Hilfskräften zur Kentnis zu bringen.

Vor dem 5. Leistungskampf der deutschen Betriebe. Wie im Vorjahr, so rüsten auch jetzt wieder die deutschen Betriebe zum Leistungskampf, dessen neue Richtlinien und Ziele jedem Betriebsführer und Obmann bekannt sind. Betriebe, die erstmalig am Leistungskampf teilnehmen wollen, reichen ihre Anmeldung der örtlich zuständigen DAF-Dienststelle schriftlich ein. Die vorgeschriebenen Anmeldebogen sind bei den Dienststellen ebenfalls erhältlich.

Kinderermäßigung für volljährige Wehrmachtangehörige. Die Kinderermäßigung der Steuergesetze wird unter bestimmten Voraussetzungen auch für volljährige Wehrmachtangehörige der Waffen-SS gewährt. Der Reichsfinanzminister hat in diesen Fällen die Kinderermäßigung dahin beschränkt, daß die Kinderermäßigung nicht gewährt wird, wenn die Kinder eigenes Einkommen von mehr als 600 RM. jährlich beziehen oder wenn die Kinder verheiratet sind und ihre Angehörigen Familienunterhalt bekommen.

Fernsprechdienst mit Untersteiermark, Kärnten und Krain. Nach den Bedingungen und Vorschriften des deutschen Inlandsdienstes wird vom 21. Juli an der öffentliche Fernsprechdienst zwischen Kärnten, Krain, der Untersteiermark und dem übrigen Reichsgebiet (einschließlich Protektorat Böhmen und Mähren und des Generalgouvernemts), mit Lbxemburg, Elsaß und Lothringen allgemein zugelassen.

Bayreuth für Soldaten und Rüstungsarbeiter

Westfalen-Nord entsendet 600 Schaffende zu den Festspielen

NSG. Wohl in keinem Gau des Deutschen Reiches ist das Erbe Richard Wagners so lebendig erhalten und so gepflegt worden wie im Gau Westfalen-Nord. Dank der Initiative unseres Gauleiters Dr. Meyer wurden die Richard-Wagner-Festwochen zu einem festen Begriff nicht nur im kulturellen Leben des Gaues, sondern überhaupt im ganzen Reich. Alljährlich nun, auch im Krieg, sind Tausende von Volksgenossen nach Detmold geeilt, um sich an Wagners Kunst zu erbauen. Ein weiteres Kennzeichen dieser Festwochen war, daß die NSG. Kraft durch Freude mit einer Reihe von Sondervorstellungen Soldaten und Rüstungsarbeitern die Gelegenheit gab, diese Festwochen zu besuchen. Die Gründung der Richard-Wagner-Schule in Detmold ist ebenfalls ein neuer Markstein in der Pflege des Bayreuther Gedankens.

Jetzt werden Soldaten und Rüstungsarbeiter aus allen Gauen des Reiches in großem Ausmaß die Möglichkeit haben, Wagners Werke an der Stätte seines Schaffens und Wirkens selbst zu erleben, nämlich in Bayreuth. Während im Osten der Entscheidungskampf gegen den Bolschewismus ausgetragen wird, rollen im Reiche Tag für Tag aus allen Richtungen in Bayreuth die KdF.-Sonderzüge ein. Im wahrsten Sinne des Wortes und in schönster Erfüllung der Ziele des Meisters öffnet nun Bayreuth seine Tore dem ganzen deutschen Volk. Soldaten und Rüstungsarbeiter, Männer und Frauen, die in dieser Zeit im höchsten und schwersten Einsatz für ihr Volk stehen, sind die Besucher der diesjährigen Bayreuther Festspiele und nichts kann deutlicher und eindrucksvoller diese unerschütterliche und große soziale Gemeinschaft des deutschen Volkes widerspiegeln. Nichts kann aber auch den weltweiten Unterschied zum Bolschewismus und zur Plutokratie erhellen, wie die Festspiel, die in bildnishafter Gemeinsamkeit, mit der hier aus allen Gauen des Reiches Soldaten und Werktätige zusammenströmen, den kulturellen unn völkischen Aufbauwillen des Nationalsozialismus verkörpern.

Nach dem Willen des Führers sind die Bayreuther Festspiels, genau wie im Vorjahr, ausschließlich für Soldaten und Rüstungsarbeiter bestimmt. Sie beginnen am 12. Juli und enden am 3. August. Der Führer ist es aber auch, der der Bayreutehr Idee den Weg geebnet hat. Wenn er jetzt seinen Soldaten und Arbeitern die Festspiele zum Geschenk macht, dann erfüllt er zugleich auch den Willen des Bayreuther Meisters, der in seinem Schaffen und Denken nur im Volke wurzelte.

Ende Juli wird nun auch der Gau Westfalen-Nord seinen Sonderzug zu den Festspielen von Münster ab starten. 600 Soldaten, RAD-Männer, DRK-Helfer und -Helferinnen und Männer und Frauen der Rüstungsbetriebe sowie im Einsatz der Heimat bewährte Männer und Frauen werden am 31. Juli in Bayreuth die „Götterdämmerung" erleben.

Die NSG. Kraft durch Freude ist die mit der Durchführung der Fahrten zu den Bayreuther Festspielen beauftragte Organisation. Aus allen Kreisen des Gaugebietes sind diese Männer und Frauen benannt worden, und wenn diese 600 Nordwestfalen, die nach Bayreuth fahren werden, auch nur ein Teil unserer Soldaten und Schaffenden des Gaues Westfalen-Nord sind, so wird aber jeder von uns, der von dieser Tatsache hört und liest, tief beeindruckt sein von der Kraft unserer großen sozialen Gemeinschaft, die sich hier wieder offenbart. Jeder wird in diesen 600 die Abgesandten aus der Gemeinschaft erblicken, denen nach Leistung und Einsatz das große Erlebnis Bayreuth am ehesten zusteht und damit aufs Neue die revolutionierenden Gesetze unserer nationalsozialistischen Volksgemeinschaft erleben.

Vergünstigung für Witwen und Eltern

Sondernachlaß für Hinterbliebene Gefallener

Der Reichsfinanzminister hatte bereits für die Hinterbliebenen gefallener Wehrmachtangehöriger bestimmte tarifliche Begünstigungen auf steuerlichem Gebiet vorgesehen. So gilt für Witwen von Wehrmachtangehörigen, die im gegenwärtigen Krieg gefallen sind, ab dem Todesjahr des Ehemannes die Steuergruppe III, soweit nicht auf sie wegen vorhandener Kinder die niedrigste Steuergruppe, die Steuergruppe IV anzuwenden ist. Nach den normalen steuertariflichen Bestimmungen würde eine Witwe ohne Kinder in die höhere Steuergruppe II gehören. Weiter ist angeordnet worden, daß Eltern, und zwar leibliche Eltern, Stiefeltern, Adoptiveltern und Pflegeeltern, für Kinder, die als Wehrmachtangehörige im gegenwärtigen Kriege gefallen sind, Kinderermäßigung weiterhin für das Kalenderjahr, in dem das Kind gefallen ist, und für das folgende Kalenderjahr erhalten. Voraussetzung ist, daß die Eltern unmittelbar vor dem Tode des Kindes oder in dem Kalenderjahr, das dem Todesjahr vorangeht, Anspruch auf Kinderermäßigung für dieses Kind gehabt haben.

Der Reichsfinanzminister hat jetzt die Reihe dieser Vergünstigungen für Hinterbliebene von Gefallenen erweitert. Es sind nämlich nunmehr die gefallenen Wehrmachtangehörigen und ihnen gleichgestellten Zivilpersonen bei der Besteuerung der Hinterbliebenen für die Bemessung des Höchstbetrages der Sonderausgaben mit zu berücksichtigen. Dadurch erhalten die Hinterbliebenen also höhere Sonderausgaben und infolgedessen einen höheren steuerfreien Betrag zugebilligt. Die Berücksichtigung gilt für das Todesjahr und für das Kalenderjahr, das dem Todesjahr folgt. Voraussetzung ist bei der Besteuerung der Eltern, daß sie für das Kind Kinderermäßigung erhalten. Die neue Regelung gilt mit Wirkung ab 1. Januar 1940, wobei gegebenenfalls im Billigkeitswege auch Erstattungen erfolgen. Arbeitnehmer müssen ihre Lohnsteuerkarte durch das Finanzamt entsprechend ergänzen lassen.

Ausstattungsbeihilfen

für Hausgehilfinnen

In Anerkennung der Leistungen der Hausgehilfinnen in kinderreichen Haushaltungen und um den Einsatz von Hausgehilfinnen in solchen Haushaltungen zu fördern, hat der Beauftragte für den Vierjahresplan bestimmt, daß Hausgehilfinnen, die langfristig in kinderreichen Haushaltungen tätig sind, eine Ausstattungsbeihilfe erhalten können.

Nach den Durchführungsvorschriften des Reichsarbeitsministers erhalten die Beihilfe Hausgehilfinnen deutscher Volkszugehörigkeit (Volkszugehörige deutscher Staatsangehörigkeit und Volksdeutsche), wenn sie in Haushaltungen deutscher Staatsangehöriger mit mindestens drei Kindern unter 14 Jahren wenigstens vier Jahre tätig sind. Die Beihilfe kann auch für eine Tätigkeit in volksdeutschen Haushaltungen gewährt werden. Es werden hierbei Beschäftigungszeiten oder Lehrzeiten in kinderreichen Haushalten seit dem 1. Januar 1939 berücksichtigt. Die Beihilfe beträgt nach vierjähriger Tätigkeit 600 RM. und erhöht sich für jedes weitere Jahr um 150 RM. Der Höchstbetrag der Beihilfe, der nach zehnjähriger Tätigkeit erreicht wird, beträgt 1500 RM. Die Ausstattungsbeihilfe wird der Hausgehilfin bei ihrer Heirat oder nach der Vollendung des 30. Lebensjahres ausgezahlt; hat die Hausgehilfin die Anwartschaft schon früher erworben, so wird die Ausstattungsbeihilfe bis dahin auf einem verzinslichen Sperrguthaben bei einer Sparkasse angelegt.

Wegen des dringenden Bedarfs an Hausgehilfinnen, vor allem für kinderreiche Familien, muß in den Fällen, in denen in einem Haushalt mehrere Hausgehilfinnen oder Hausangestellte tätig sind, geprüft werden, ob die Beschäftigung mehrerer Kräfte unter den heutigen Arbeitseinsatzverhältnissen zu rechtfertigen ist. Nach einer dritten Durchführungsverordnung über die Beschränkung des Arbeitsplatzwechsels vom 10. Juli 1941 müssen deshalb Haushaltungen, die am 15. August 1941 mehr als eine Hausgehilfin oder Hausangestellte oder gleichzeitig neben einer Hausangestellten eine Hausgehilfin beschäftigen, dies bis zum 1. September 1941 dem Arbeitsamt auf einem vorgeschriebenen Formblatt anzeigen. Ergibt die Nachprüfung, daß die Weiterbeschäftigung aller Kräfte den Bedürfnissen der Volksgemeinschaft widerspricht, so kann das Arbeitsamt das Arbeitsverhältnis der überzähligen zweiten oder weiteren Hausgehilfin oder Hausangestellten durch schriftlichen Bescheid an den Haushaltungsvorstand lösen, um die dadurch gewonnenen Arbeitskräfte einem anderen Einsatz zuzuführen.

Soll eine Arbeitskraft in eine Haushaltung eingestellt werden, in der sich schon eine Hausgehilfin oder eine Hausangestellte befindet, dann ist nach der gleichen Verordnung im Gegensatz zu der bisherigen Regelung künftig die Zustimmung des Arbeitsamtes auch dann notwendig, wenn der Haushaltung Kinder unter 14 Jahren angehören. — Nähere Auskunft erteilen die Arbeitsämter.

Aus der Reihe der Toten

Lippstadt: Frau Augusta Schmickler geb. Kramer, 74 J. — **Bad Lippspringe:** Wwe. Elly Röseler geb. Wensel, 78 J.

Hauptschriftleiter: Emil Reuber, Lippstadt; verantwortlich für den heimatlichen und Anzeigenteil: Otto Birkle, Büren; Verlag und Druck: C. Jos. Laumanns, Lippstadt.
(Z. Zt. ist Preisliste Nr. 8 vom 1. Jan. 1941 gültig.)

Kreis Büren und Nachbarkreise

Wünnenberg, 17. Juli. **Neue Hebamme.** Der Hebamme Frau Martha Liebing wurde die Niederlassungserlaubnis für den Bezirk Wünnenberg erteilt. Somit ist Wünnenberg aus dem Hebammenbezirk Fürstenberg ausgeschieden.

Upsprunge, 17. Juli. **Kind tödlich überfahren.** Am Sonntag lief ein fast zweijähriges Kind beim Spielen auf der Straße vor das Vorderrad eines Milchfuhrwerks. Ehe der Wagen zum Stehen gebracht werden konnte, war das Kind bereits überfahren. Es erlitt schwere innere Verletzungen, denen es nach kurzer Zeit erlag.

Erwitte, 15. Juli. **Mit dem Kraftwagen gegen den Zug.** Ein Verkehrsunfall ereignete sich auf der Reichsstraße 1, als ein Personenkraftwagen gegen den um 8 Uhr vom Erwitter Bahnhof fahrenden Zug der Westfälischen Landeseisenbahn fuhr. Der Kraftwagen wurde arg beschädigt, die drei Insassen kamen mit leichteren Verletzungen davon.

Horn, 15. Juli. **Scheune durch Brand vernichtet.** Bei dem Bauern Büse in Horn-Mielinghausen entstand beim Einfahren von Heu ein Scheunenbrand, wodurch die Scheune ein Raub der Flammen wurde.

Waldliesborn, 16. Juli. **Sturz vom Heuwagen.** Der landw. Arbeiter H. Kleinehollenhorst von hier, welcher im Dienste der Cosack'schen Gutsverwaltung Mentzelsfelde mit dem Heueinfahren beschäftigt war, fiel aus bisher ungeklärter Ursache vom beladenen Wagen herab und erlitt dabei Verletzungen an beiden Beinen, die eine Ueberführung in das Dreifaltigkeitshospital erforderlich machten.

Wadersloh, 15. Juli. **Brand.** Hier entstand plötzlich Feuer in dem Heuerlingshaus des Bauern Fritz Wirxel in Wadersloh-Ackfeld. Das Haus stand sofort in der ganzen Länge in Flammen. Die Freiwillige Feuerwehr Wadersloh konnte nach etwa einer Stunde den Brand löschen. Einige Einrichtungsgegenstände verbrannten.

Warendorf, 14. Juli. **Beim Baden in der Ems ertrank** der 30 Jahre alten nd aus Lintel (Kreis Wiedenbrück) stammende Gestütshilfswärter Bernhard Gerling. Gerling war tagsüber mit seinem Fahrrad unterwegs gewesen, hatte abends gegessen und anschließend gleich gebadet. Beim Schwimmen versank G. plötzlich. Er wurde einige Zeit darauf als Leiche geborgen. Wie der hinzugezogene Arzt festgestellt hat, ist der Tod infolge Herzschlages eingetreten.

Aus der Bewegung

Hitler-Jugend. Allen Kameraden der Hitler-Jugend vom 14. bis 18. Lebensjahr wird noch einmal Gelegenheit gegeben, das HJ-Leistungsabzeichen zu machen. Anmeldungen beim ersten Dienst am Freitag, dem 18. Juli, um 19.45 Uhr im Binnenhof der Aufbauschule. Schreibzeug ist mitzubringen.



Mit Gewehr und Spaten bewaffnet
rückt eine Baukompanie durch einen zerstörten Ort, um die Hindernisse die unseren Vormarschweg sperren, beiseitezuräumen, (PK.-Wiesemann-Weltbild-M.)

Lest und verbreitet die Heimatzeitung!



